

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 35, Nr. 1

Januar 2005

INHALT

Walter Hoeres	
Hingabe und Kampf: 35 Jahre „Theologisches“.....	2
Sonderaktion zum 35. Geburtstag von „Theologisches“...	9
Impressum	10
David Berger	
Wilhelm Schamoni zu dessen 100. Geburtstag.....	11
Josef Spindelböck	
„Gut gemeint, aber nicht mehr katholisch“.....	13
Ulrich Nersinger	
Überlegungen zur Papstliturgie.....	17
Elmar Anwander	
Namhafte Naturwissenschaftler zur Gottesfrage.....	19
Josef Teusch	
Maria Schmitz – Lebensbild aus dem alten Köln.....	31
David Berger	
„Wissenschaftliche Vernichtung der Konzilskirche“?	
Der Kanonist H. Barion.....	37

BUCHBESPRECHUNGEN

Joseph Overath	
P. Principe (Hrsg.): Der Glaube in Bildern.....	43
V. Ranft: Edith Stein begegnen.....	44
M. Sticklebroeck: Nach dem Tod. Himmel, Hölle, Fegefeuer	45

PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, G 6892

Adressenänderungen, Neu- u. Abbestellungen bitte an:

Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg (i. A. des Hrsg.)

WALTER HOERES
Zwischen Hingabe und Kampf
 – Fünfundreißig Jahre „Theologisches“ –

Volat aetas. Die Zeit fliegt dahin.

Cicero: Tusculanae disputationes 1,76

Gründerjahre

In diesem Monat dürfen wir das fünfundreißigste Jubiläum von „Theologisches“ feiern: ein Datum, das weit über den Freundes- und Fördererkreis der Zeitschrift hinaus von kirchengeschichtlicher Bedeutung ist! Der große Erfolg von „Theologisches“ hat drei Gründe. Zunächst einmal ist die große Reichweite zu nennen. Bis zum Jahre 1993 erschien die Zeitschrift als Beilage der „Offerten-Zeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands“ im Verlag Josef Kral in Abensberg und erreichte auf diese Weise automatisch nahezu alle Geistlichen der alten Bundesrepublik. Freilich waren darunter nicht wenige, die sich weder für die Offerten, also die Reklame für sakrale Gegenstände, noch für die von Anfang an sehr fundierten theologisch-philosophischen Artikel interessierten und die Zeitschrift gar nicht beachteten. Dennoch war die Resonanz von Anfang an und in einer Zeit, in der Kleriker wie Laien immer mehr zu gehetzten Managern wurden, die kaum noch zum Lesen kamen, staunenerregend und das ist auch so geblieben, als die Zeitschrift von der Offerten-Zeitung losgekoppelt und auf sozusagen normale Abonnentenbasis umgestellt wurde.

Denn die eigentlichen Faktoren, die „Theologisches“ diese große Resonanz verschafft haben, sind nicht organisatorisch-technischer, sondern geistiger Natur. Und damit stehen wir schon bei dem zweiten Grund: der Tatsache, dass „Theologisches“ angefangen von dem legendären Gründungsvater Prälat Wilhelm Schamoni eindrucksvolle, hochgebildete und durch größten Glaubenseifer ausgezeichnete Herausgeber hatte, die es verstanden, gleichgesinnte und vielfach auch prominente Mitarbeiter heranzuziehen.

Naturgemäß hängt der dritte Grund eng mit dem zweiten zusammen! Im Unterschied zu anderen vergleichbaren Blättern, die während des Konzils schon ihre ursprünglich glaubensfeste Haltung aufgaben, in bedenklicher Weise zwischen den Fronten hin- und herpendelten, ihre Tore sperrangelweit der neuen Theologie und damit der sogenannten Neuinterpretation des Glaubens öffneten und damit nicht nur rapide ihre theologische Substanz, sondern auch Leser verloren, ist

„Theologisches“ nie unterwandert worden. Vielmehr hat die Zeitschrift und das auch im Sinne der Mahnung des Konzils, Schrift und Tradition unverseht mit der gleichen Kindesgesinnung zu bewahren, stets Kurs gehalten als ein wetterfestes Schiff des Glaubens in der wildbewegten See nachkonziliarer religiöser und nur allzu oft menschlicher Leiden-schaften.

Eine Rückschau und gar die aus Anlass eines Jubiläums sollte sine ira et studio erfolgen und damit kein „Blick zurück im Zorn“ sein. Aber es sollte doch erwähnt werden, dass die ersten Jahre für „Theologisches“ furchtbar schwer waren. In „einem kleinen vollgestopften Studierstübchen“¹, so beschreibt sein Biograph Dietrich Wattenberg die Szene, redigierte und gestaltete Wilhelm Schamoni seit 1970 „Theologisches“ und das „ganz allein, ohne Hilfsmittel, oft ohne Geld“. In einer Zeit, in der die Kirche noch von den Honigtöpfen des Wirtschaftswunders zehrte, waren für sogenannte konservative Periodica und Gemeinschaften kaum Gelder zu erübrigen und das ist bis heute so geblieben.

Auf der anderen Seite war eine derart charismatische Persönlichkeit wie Schamoni schon geeignet, aus dem Nichts heraus eine Zeitschrift zu schaffen, die schon sehr bald eine unüberhörbare, weit über die Grenzen der Bundesrepublik beachtete Stimme im kleinen, aber eindringlichen Chor der Mahner war, die der nachkonziliaren Selbsterstörung der Kirche Einhalt gebieten wollten. Der 1905 in Hamm in Westfalen geborene Schamoni, der 1930 in Paderborn zum Priester geweiht wurde, war eine erstaunliche Einheit von tiefer, ganz in Gott und im Leben der Heiligen verankerter Spiritualität und daraus hervorgehendem Eifer für die Seelen, umfassender theologischer und philosophischer Bildung und bohrender Wissbegier, wie sie gerade für moderne Naturforscher typisch ist. Er war insofern ein lebendiges Gegenbild zu jener falschen Demut, wie sie früher nicht selten in Priesterseminaren vorkam und für die es darauf ankam, ganz und gar und nur Seelsorger zu sein und nichts anderes: gewiss ein löbliches, ja wunderbares Ziel, wenn mit diesem „ganz“ und „nur“ nicht auch die Weigerung gemeint ist, sich mit den geistigen Strömungen der Zeit auch kritisch auseinanderzusetzen und so erst jene Souveränität zu erlangen, die gegen ihre Einflüsterungen immun macht.

Schon der junge Vikar befasste sich in mühsamer Kleinarbeit mit dem Leben der Heiligen und den entsprechenden Kanonisationsakten. Bekanntlich gingen aus diesem jahrzehntelangen Studium so kostbare Werke wie „Das wahre Gesicht der Heiligen“² und die aus den Heiligsprechungsakten gewonnene Dokumentation „Wunder sind Tatsachen“³ hervor. Vor allem aber waren die Forschungen eine unerschöpfliche Quelle für „Theologisches“, die jahrzehntelang nicht versiegte. So fanden wir am Schluss jedes Heftes das Porträt eines Heiligen und den Bericht seiner Wundertaten.

Schamonis besonderes Interesse galt der Zusammenschau von Naturwissenschaften und Theologie. Er war nicht der Meinung, die der Bonner und später Wiener Astronom Meurers in einem damals weitverbreiteten Werk vertrat, dass die neuzeitlichen Naturwissenschaften mit ihrer methodischen Beschränkung auf Maß, Zahl und Gewicht der Dinge in gar keiner Weise kompetent seien für weltanschauliche Fragen. Vielmehr plante er, zusammen mit Prof. Dietrich Wattenberg ein größeres Werk zum Leitmotiv „Natur und Weltbild“

herauszugeben, in dem deutlich werden sollte, dass der Kosmos, wie er sich der modernen Astronomie und Astrophysik erschließt, immer neue Fingerzeige auf das Walten einer göttlichen Intelligenz biete. Zu diesem Vorhaben ist es nicht mehr gekommen, obwohl diese Frage Schamoni zeitlebens beschäftigte und wir seinem Interesse auch die Tatsache verdanken, dass „Theologisches“ seine Spalten oft und gern diesen Grenzfragen der Naturwissenschaften gewidmet hat. Später kam auch der inzwischen schon verstorbene Saarbrücker Biologe Wolfgang Kuhn hinzu, einer der wenigen eisernen und konsequenten Kämpfer gegen den Darwinismus und seine Ausweitung zur Weltanschauung.

Dass Schamoni sein großangelegtes naturphilosophisch-theologisches Projekt nicht verwirklichen konnte, hatte einen einfachen Grund. Ende 1939 wurde er wegen seiner mutigen, aufrüttelnden Predigten von der Gestapo verhaftet und mit Handschellen, ja teilweise in einem richtigen Käfig in das KZ Dachau verbracht. Nicht selten hat er darauf hingewiesen, dass diejenigen die jahrelangen Quälereien und Entbehren im Konzentrationslager am besten überstanden haben, die – ob Kommunisten oder Katholiken – einen starken, festen Glauben hatten, der sie inmitten dieser Hölle aufrecht erhielt.

Im Jahre 1985 wurde Schamoni pensioniert: „durchaus nicht in einer sehr schönen Weise“, wie er an Prof. Wattenberg schrieb. In manchem mag diese Art und Weise an den Abschied erinnern, den so viele konservative Pfarrer in den letzten Jahrzehnten erleben mussten. „Kaum war ich“, so erzählte mir einer von ihnen, „pensioniert worden, da wurde der Hochaltar ausgeräumt und durch einen nüchternen Altartisch ersetzt!“ Schamoni zog sich nach Altötting zurück und dort wurde ihm endlich – nicht zuletzt durch den Einsatz von Freunden aus dem Umkreis von „Theologisches“ – die verdiente Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten zuteil.

Freundeskreis

1980 übergab Schamoni die Stabführung von „Theologisches“ an Msgr. Prof. Dr. Johannes Bökmann, der bis zu seinem Tode im Alter von 72 Jahren am 4. Juli 1998 Herausgeber blieb: wiederum ein seltener Glücksfall für die Zeitschrift, die nunmehr in ganz neuer Weise prosperierte und einen ungeahnten Aufschwung nahm. Wir können uns hier mit einem kurzen Hinblick auf die Vita Bökmanns begnügen, den wir in diesen Spalten anlässlich seines 70. Geburtstages ausführlich gewürdigt haben.⁴

Wollten wir, die wir in den ereignisreichen Jahren seiner Herausgeberschaft zu seinem engsten und vertrautesten Mitarbeiter wurden, ihn kurz in einer Weise charakterisieren, die auch seine Verdienste um „Theologisches“ verständlich macht, dann würden wir ihn als typischen Nachfolger jener politischen Prälaten bezeichnen, die im ausgehenden Kaiserreich und in der Weimarer Zeit so erfolg- und segensreich für das Wohl und die öffentliche Geltung der Kirche gewirkt haben. In ihm verbanden sich tiefe Frömmigkeit, „rheinische“ Gemütlichkeit und unversieglicher Humor mit rastloser Geschäftigkeit und umfassender Bildung, die sich allerdings bei Bökmann im Unterschied zu Schamoni weniger auf Naturphilosophie als vielmehr auf Geschichte und Zeitgeschichte ausdehnte und seinen Patriotismus begründete, von dem noch zu sprechen ist.

¹ Vgl. Theologisches Januar 1990.

² Würzburg und Stein am Rhein. 6. Aufl. 1966.

³ Würzburg und Stein am Rhein. 3. Aufl. 1976.

⁴ Vgl. Theologisches Mai 1996 und Juli/Aug. 1998

Die tiefe Frömmigkeit ließ ihn – schon als Herausgeber von „Theologisches“ – vergeblich an die Bischofskonferenz mit dem Wunsch herantreten, man möge die Weihe Deutschlands an das heiligste Herz Jesu erneuern, worauf er, wie er mir erzürnt berichtete, den Bescheid bekam, dazu sei der Zeitpunkt nicht günstig! Sie hielt ihn auch aufrecht in den vielen Enttäuschungen und Anfeindungen, denen er als „konservativer“, d. h. glaubensfester Theologe und dazu noch als Moralthologe und Publizist ausgesetzt war. Denn wenn es schon schwer ist, heute als „konservativer“ Dogmatiker einen Lehrstuhl zu bekommen, so gilt das erst recht für Moral- und Pastoraltheologen! Das sind gewiss keine übertriebenen Feststellungen, wenn man sich die entsprechenden Publikationen anschaut, die hier im deutschsprachigen Raum in den letzten vierzig Jahren zu verantworten sind!

In diesem Sinne war es Bökmann, dem tapferen und unentwegten Verteidiger von „*Humanae Vitae*“ und später von „*Familiaris Consortio*“⁵ naturgemäß nicht möglich, sich bei dem erzkonservativen Franz Böckle, der Bökmanns Doktorvater Werner Schöllgen auf den Bonner Lehrstuhl für Moralthologie folgte, zu habilitieren. 1970 wurde er zum Professor für Moralthologie am Erzbischöflichen Priesterseminar in Köln ernannt. Das war gewiss ein Ausgleich. Und doch wirft es ein bezeichnendes Schlaglicht auf die Geistesverfassung nachkonziliarer Priesterausbildung, dass die Mehrzahl der Priesteramtskandidaten aus den genannten Gründen Bökmanns Vorlesungen fernblieb.

In Stettin geboren und aufgewachsen hätte Bökmann mit seinem unerschütterlich gelassenen Habitus, der in spaßiger Abwandlung des Französischen sich und seine Umgebung stets mit den Worten „*la rue*“ dazu brachte, Ruhe zu bewahren und mit seinem schon erwähnten Humor gut und gern ein Kölner sein können. Der Sohn eines Regenschirmfabrikanten liebte den Regen (und ist auch bei strömendem Regen zu Grabe getragen worden). Die Kinder beteten am Abend um Regen und wenn im Sommer wider Erwarten Dauerregen einsetzte, waren der alte Herr und die ganze Familie bester Laune.

In unserem Artikel zu seinem 70. Geburtstag haben wir die Besprechung erwähnt, die Bökmann kurz vor dem Tode seines Bischofs Kardinal Höffner mit diesem führte. Die Situation war kritisch, ja äußerst gespannt: ein Moment der Gratwanderung, der den Herausgeber mehrfach in äußerst schwierige, ja scheinbar ausweglose Situationen brachte. In einer Ansprache hatte Höffner die immer neuen Aufbrüche nach dem Konzil begrüßt und Bökmann hatte in allem Freimut in „*Theologisches*“ die Frage gestellt, wo denn die neuen Aufbrüche blieben, wenn man von Kommunionshelfern und nicht endenden Gremiensitzungen absehe. Daraufhin fragte der Kardinal seinen Diözesanpriester nicht ohne eine gewisse Schärfe, wie es nun weitergehen solle und damit war ganz sicher und durchaus auch die Zukunft von „*Theologisches*“ gemeint. Während er sprach, schaute der schon kranke Kirchenfürst fröstelnd aus dem Fenster, wo ein den Kölnern nur allzu bekannter Nieselregen niederging und äußerte beiläufig: „scheußliches Wetter heute!“ Woraufhin Bökmann in aller Reverenz widersprach und dem ob dieser Widerrede erstaunten Kardinal die Gründe der altväterlichen Passion für den Regen erläuterte. So endete die Audienz in befreiendem Lachen: Reminiszenz einer scheinbar schon versunkenen

Epoche der Kirche, die gerade in ihrer hierarchisch-aristokratischen Gestalt von tiefer Menschlichkeit geprägt war.

Bei aller Gelassenheit und Gemütlichkeit war Bökmann doch auch zugleich von einer erstaunlichen Behendigkeit und ständigen Präsenz, wenn es um die Zeitschrift ging: der ideale Herausgeber und Schriftleiter, der immer und umfassend und auf dem neuesten Stand informiert seine Mitarbeiter und Autoren unentwegt per Telefon, Brief und später per Fax freundlich, aber unerbittlich zu motivieren verstand. So war er die Seele des Unternehmens: im wahrsten und buchstäblichen Sinne des Wortes Tag und Nacht mit Leib und Seele dabei. Denn im Gegensatz zu Tageszeitungen oder sonstigen Periodica ging und geht es ja hier nicht um Nachrichten, die man einfach bringt und mehr oder weniger gescheit kommentiert. Vielmehr ging und geht es um theologische Fragen von zum Teil höchster Brisanz und schicksalhafter Bedeutung für Glauben, Verkündigung und Kirche. Und so stand der Herausgeber in ständigem Telefonkontakt zu Mitbrüdern und kompetenten theologischen Ratgebern wie z. B. dem späteren Kardinal Scheffczyk.

Die ungeheure Arbeitskraft, die er investierte, brachte dem Unternehmen drei neue Errungenschaften. Dazu gehörte zunächst die Gründung des Förderkreises, der die Zeitschrift mit dem Herausgeber trägt und verantwortet, wobei an dieser Stelle darauf verzichtet wird, die vereinsrechtliche Stellung von Förderkreis und Herausgeber zu erörtern. Auch soll hier darauf verzichtet werden, die Mitglieder der „Fördergemeinschaft“, die in „*Theologisches*“ schon mehrfach vorgestellt wurden⁶ und zu denen bekannte Theologieprofessoren wie eben auch Kardinal Scheffczyk gehören, vorzustellen. Nicht wenige freilich sind schon verstorben!

Die zweite Errungenschaft sind die Schriftenreihen „*Respondeo*“, „*Distinguo*“ und „*Quaestiones Non Disputatae*“, die Bökmann begründet hat und die sich unter seinen tatkräftigen Nachfolgern zu einem beachtlichen „Verlagsprogramm“ ausgeweitet haben, das Antworten gemäß der authentischen Lehre der Kirche zu vielen uns bedrängenden Weltanschauungs- und Glaubensfragen der Gegenwart gibt.

Und drittens sind die sieben großen „*Theologischen Tagungen*“ zu erwähnen, die Bökmann und „*Theologisches*“ mit dankenswerter Unterstützung des Düsseldorfer Diplomkaufmannes und Wirtschaftsprüfers Klaus Weber im glanzvollen Rahmen der Fuldaer Orangerie, der ehemaligen Residenz der Fuldaer Fürstbischöfe veranstalteten. Den Teilnehmern werden diese Tagungen als eindrucksvolle und festliche Glaubenskundgebungen, die nicht zufällig in der Bischofsstadt Dybas stattfanden, unvergesslich bleiben: der so dringend notwendige Austausch Gleichgesinnter in einer heilloser Zeit und in einer Atmosphäre, die sich wohltuend von dem Suppenküchen- und Bohnerwachsgeruch unterschied, in dem ansonsten nicht selten katholische Kundgebungen stattfinden sowie die glänzenden Referate von Remigius Bäumer, Ingo Dollinger, Regina Hinrichs, Georg May, Christa Meves, Leo Scheffczyk, Rudolf Willeke und Lothar Groppe: Leuten, die schon längst zu den Markenzeichen eines treugläubigen Katholizismus geworden sind.

Bei dieser immensen Leistung verwundert es fast, dass Bökmann immer noch die Zeit fand für umfassende geschichtliche Studien. Jedenfalls haben wir nie jemanden getroffen, der auf der einen Seite kein Fachhistoriker war und auf der anderen Seite doch so gründliche Kenntnis gerade der neueren und neuesten Geschichte besaß wie er. Diese Passion

⁵ Vgl. Johannes Bökmann (Hrsg.): *Befreiung vom objektiv Guten*. Vallendar 1982 und unsere Rezension: *Theologisches* September 1982.

⁶ So schon in *Theologisches* Juli 1989.

wurde gleichermaßen durch seine Vaterlandsliebe inspiriert wie sie diese ihrerseits wieder beflügelte. Das blieb nicht ohne Folgen für „Theologisches“. Der heimatvertriebene Herausgeber konnte es nicht verwinden, dass im Zeichen einer falsch, weil einseitig verstandenen political correctness nie und abgesehen von Pius XII. auch herzlich wenig von höchster offizieller kirchlicher Seite von dem Unrecht gesprochen wurde, das den Ostdeutschen bei Kriegsende widerfuhr. Und er gewann Autoren, die genau über dieses Unrecht berichteten, was ihm – eben im Zeichen der genannten political correctness, die längst auch die Kirchen erfasste – nicht selten bitter übel genommen wurde!

Der furchtlose und gemessen am mainstream der veröffentlichten Meinung unorthodoxe Einsatz zwang den Herausgeber mehrfach zu Entscheidungen, die sein ganzes Gottvertrauen erforderten! Eine dieser Entscheidungen war die Bereitschaft, die Spalten von „Theologisches“ für Johannes Dörmanns große und bei aller Reverenz doch kritischen Untersuchungen der Assisi-Theologie zu öffnen und mir Gelegenheit zu geben, diese Arbeiten eingehend in „Theologisches“ zu würdigen.⁷ Das war in der Tat eine Entscheidung von kirchengeschichtlicher Tragweite, denn die Frage, ob Assisi in die kirchliche Tradition eingeordnet werden kann oder in radikal neuer Weise über sie und auch über die Intentionen des II. Vatikanums hinausführt, stellt sich mehr denn je und niemand kann bestreiten, dass sie von Johannes Dörmann mit ungeheurer und penibler Akribie angegangen worden ist. Doch begreiflicherweise war die Bereitschaft, Dörmanns Arbeiten, die aus ebenso begreiflichen Gründen allseits totgeschwiegen werden, ein Forum zu geben, ein kühner Schritt: vergleichbar dem Mut, mit dem Georg May es endlich auszusprechen und zu begründen unternahm, dass die Krise der Kirche eine solche der Bischöfe sei.

Auch 1993 war ein Jahr der Entscheidung. Der Kral-Verlag, der bisher die „Offerten-Zeitung“ und damit auch „Theologisches“ gedruckt hatte, war in andere Hände übergegangen. Viele Anzeigen sprachen dafür, dass der neue Pächter mit dem Kurs der Zeitschrift nicht einverstanden war. Nach zermürbendem Hin und Her fasste Bökmann schließlich in diesem Jahr nach Absprache mit seinen Freunden den Entschluss, die Zeitschrift ganz neu und ohne Netz, d. h. ohne Anbindung an die Offerten-Zeitung herauszugeben: ein kühner bis tollkühner Entschluss, wenn man an die Flaute und das Sterben im kirchlichen Blätterwald dachte.⁸ Ich sehe uns, die Prälaten Overath, Fittkau, Bökmann, Prof. Dörmann und mich in der Wohnung Overaths an der Kölner Burgmauer sitzen und über diesen Vorschlag nachdenken, die Zeitschrift frei und ungehindert und in völlig eigener Regie herauszugeben. Im Gegensatz zu dem stets begeisterungsfähigen Apostolischen Protonotar Overath, einem der liebenswürdigsten Prälaten von barockem Zuschnitt, denen ich je begegnet bin, hatte ich schwere Bedenken: Sorge auch wegen der Risiken, die auf meinen Weggefährten Bökmann zukommen sollten. Ich war zu lange im Pressegeschäft tätig gewesen, um die Risiken nicht abschätzen zu können und wusste auch um die Welt von Gegnern, denen wir gegenüberstanden. So kann ich mich noch genau an den Augenblick – das war er im eigentlichen Sinne des Wortes – erinnern, als wir uns alle in stummem Zweifel ansahen und Bökmann in meinen Augen

zunächst nur stummes, schmerzliches Bedenken sah. Als aber die Entscheidung gefallen war, unterstützten wir ihn mit aller Kraft!

Überhaupt bildeten die drei Prälaten Bökmann, Fittkau, Overath zusammen mit Prof. Dörmann und mir in diesen so schwierigen Jahren das engere Entscheidungsgremium, da es aus naheliegenden Gründen unmöglich war, immer und rasch die ganze Fördergemeinschaft zu aktivieren. So konnte man – mit den genannten Ausnahmen – von einem Prälatenkabinett reden, das sich nicht selten in Overaths gastlicher Wohnung einfand, wobei Fittkau und Overath – beide ein wandelndes Stück Kirchengeschichte – aus dem unerschöpflichen Schatz ihrer Erinnerungen erzählen konnten!⁹ Hinzu kamen die unvergesslichen, meist monatlich stattfindenden Abende, an denen sich Bökmann und ich auf halber Strecke im Westertal trafen, um nach einer kurzen Andacht im Marienwallfahrtsort Wirzenborn bei Montabaur in einem gehobenen, inzwischen auch schon eingegangenen Lokal zumeist bis tief in die Nacht uns ebenso theologischen wie kirchenpolitischen wie auch kulinarischen Fragen zu widmen, wobei sich der tieffromme, seeleneifrige Monsignore ebenso als Kenner der neuesten theologischen Entwicklungen wie auch edler Creszenzen und Speisen erwies. Auch bei diesen Symposien sind viele die Linie des Blattes betreffende Entscheidungen gefallen.

Treue zum Erbe der Gründer

Schon Bökmann hatte immer die Gefahr vor Augen, dass „Theologisches“ eines Tages „unterwandert“ werden und damit seine klare Ausrichtung verlieren könnte. Abgesehen von wirtschaftlicher Bedrängnis ist das ja eine Hauptgefahr, die katholischen Periodica in der Nachkonzilszeit drohte und oft kamen oder kommen beide Momente zusammen, um einer einstmals florierenden Publikation den Garaus zu machen. Die Leser wenden sich enttäuscht von Organen ab, die statt kräftiger Kost entweder nur die Wassersuppe eines angepassten Progressismus zu bieten haben oder in der Weise eines populären Amtsblattes nur die offiziöse kirchliche Meinung wiedergeben, dass im Grunde alles in Ordnung sei.

Nach Bökmanns plötzlichem Tode drohte diese Gefahr der Unterwanderung durchaus. Doch es gelang dem unermüdlischen Eifer von Johannes Overath, in der Person von Msgr. Ulrich-Paul Lange einen Nachfolger zu finden, dessen Name nicht nur hohe theologische Qualität, sondern auch die Fortsetzung des ganz klaren Kurses verbürgte, den „Theologisches“ stets eingehalten hat. Als unermüdlischer Kämpfer für den unversehrten Glauben und die göttliche Liturgie war der neue Herausgeber ohnehin schon vielen Lesern von „Theologisches“ aus zahlreichen Beiträgen u. a. in der Una Voce Korrespondenz und Vorträgen bekannt. Schonungslos und unmissverständlich prangerte auch er die unter dem Namen der „Neuinterpretation“ sich oft fast lautlos vollziehende Auszehrung des Glaubens an. Dabei gelang es ihm, der als geistlicher Studiendirektor Generationen von Gymnasiasten auch in die Geheimnisse des Glaubens eingeführt hatte, immer wieder in tiefschürfenden und doch allgemeinverständlichen Beiträgen, die heute schon halbwegs verschütteten Einsichten der immerwährenden Philosophie etwa über die Analogie des Seins oder aus dem Bereich der Gnadenlehre lebendig werden zu lassen.

⁷ Vgl. u. a. Theologisches Juli 1988, April 1990, Oktober 1992, Juni 1994 und Respondeo-Heft 4: Johannes Dörmann: Die eine Wahrheit und die vielen Religionen.

⁸ Vgl. dazu Theologisches Aschermittwochausgabe 1993 und April 1993.

⁹ Zu Gerhard Fittkau vgl. Theologisches Mai/Juni 2002; zu Johannes Overath Theologisches Juli 2002.

Als Msgr. Lange 2003 als Herausgeber von „Theologisches“ ausschied, war es ein erneuter Glücksfall, dass in Dr. David Berger ein glänzend geeigneter Nachfolger gefunden wurde. Alter und Jugend sind kein Verdienst. Aber die Berufung des noch relativ jungen und dynamischen neuen Herausgebers ist ebenso wie übrigens auch die Tatsache, dass sich immer mehr junge Priester und Laien gegen die Aushöhlung des Glaubens zur Wehr setzen, ein Hinweis darauf, dass die „Konservativen“, d. h. die glaubenstreuen Katholiken nicht nur ein allmählich aussterbendes Häuflein Ewiggestriger sind. Und an der theologischen Qualifikation des neuen Herausgebers, der mit seinen zahlreichen Publikationen schon jetzt zu den führenden Thomisten gehört und Mitglied der Päpstlichen Akademie des hl. Thomas von Aquin ist, kann nun wirklich niemand zweifeln!¹⁰ Das beweist auch erneut der von ihm herausgegebene Band der „Quaestiones Non Disputatae“: „Karl Rahner. Kritische Annäherungen“: mögen auch die Vorgrimmlers wettern, wie sie wollen. Das ist eher ein Ausweis für Qualität.

*Anschrift des Autors: Walter Hoeres
Schönbornstr. 47
60431 Frankfurt/Main*

¹⁰ Vgl. dazu: Walter Hoeres: Gnade zwischen Anhauch und Gewalt. Gedanken zu einem großen Werk. In: Theologisches Februar 1999 sowie u. a. von David Berger: Thomas von Aquin und die Liturgie (Editiones Thomisticae) 2. Aufl. Köln 2000; Thomismus. Grosse Leitmotive der Thomistischen Synthese und ihre Aktualität für die Gegenwart (Editiones Thomisticae) Köln 2001; Thomas von Aquin begegnen. Augsburg 2002.

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber und Redakteur:

Dr. David Berger, Manteuffelstraße 9, D-51103 Köln
E-mail: DavidBerger@aol.com

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Druck: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg
An den Verlag sind auch Bestellungen und Beanstandungen zu richten.

Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.)
Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)
Konto 297 611-509 · BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)

Für Auslandsüberweisungen:

Postbank: IBAN DE18 3701 0050 0297 6115 09, BIC PBNKDEFF
Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODEDIPAX

Wir freuen uns über einen freiwilligen Spendenbeitrag im Jahr von 15,- € oder mehr.

ISSN 1612-6165

– Im Reich des Geistes erobert ein jeder nur das Reich, das er erbt –

Nicolás Gómez Dávila:

Auf verlorenem Posten. Wien 1992, S. 29

Sonderaktion zum 35. Geburtstag von „Theologisches“

Anlässlich des 35. Geburtstags von „Theologisches“ bieten wir für all unsere Leser und Freunde eine Sonderaktion an. Bei Bestellung bis zum 31. März 2005 direkt beim Verlag gibt es die folgenden Bücher zu stark vergünstigtem Preis:

- **Die Schriften: Respondeo Nr. 1 und Nr. 4 bis 11 – Distinguo Nr. 1 bis 5 – Quaestiones non disputatae Nr. 3 bis 5 können Sie mit einem Nachlass von 50% des in der Büchertafel am Ende dieses Heftes angegebenen Preises erwerben.**
- **Besonders vergünstigt haben wir folgende Bücher (alle 3 Euro): Kuehnelt-Leddihn, Kirche contra Zeitgeist – Schamoni, Theologischer Rückblick – Schamoni, Die seligen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts – Steinschulte, Musica spiritus sancti numine sacra.**

Die Bücher eignen sich auch sehr gut als Auslage an den Schriftenständen der Kirchen sowie als anspruchsvolle Geschenke.

* * *

Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, D-53708 Siegburg, e-mail: VerlagSchmitt@aol.com

Erinnerung an Wilhelm Schamoni zu dessen 100. Geburtstag¹

Zu Beginn des neuen Jahres kann nicht nur „Theologisches“ seinen 35. Geburtstag feiern, sondern auch der verdienstvolle Gründer dieser Zeitschrift wäre am 4. Januar 100 Jahre alt geworden: Wilhelm Schamoni wurde 1905 als jüngster Sohn der drei Kinder des Bücherrevisors Wilhelm Schamoni (1867–1935) und dessen Gattin Anna Schamoni, geb. Veltmann (1867–1942) im westfälischen Hamm geboren. Zusammen mit seinen beiden Brüdern Albert und Viktor besuchte er das Gymnasium im nahegelegenen Werl, wo ihn die Jesuiten, die dort als Lehrer tätig waren, nachhaltig prägten, so dass er sich von frühester Jugend an für religiöse Fragen interessierte.

Noch verstärkt wurde dieses Interesse, als er, nachdem die Eltern das Hotel, das sie geführt hatten, aufgeben mussten, in die Obhut seiner tieffrommen Tante Josefa Schamoni kam. Deren Einfluss blieb nicht ohne Folgen: Nach seinem Abitur trat er in das Priesterseminar der Erzdiözese Paderborn ein und studierte dort an der Theologischen Akademie, unter anderem bei dem bekannten Dogmatiker Johannes Brinktrine. Nachdem er sein Studium in Innsbruck und Löwen fortgesetzt hatte, wurde er im April 1930 im Hohen Dom zu Paderborn zum Priester geweiht. Es folgten Kaplansjahre in Gotha, und 1935 seine Bestellung zum Vikar in Oeynhausen bei Steinheim in Westfalen.

Bereits in jener Zeit begann er erste Ergebnisse seiner hagiographischen Studien zu veröffentlichen und arbeitete an seinem wichtigsten Werk: „Das wahre Gesicht der Heiligen“, das 1938 in Leipzig erschien und danach in viele Sprachen übersetzt und in vielen Auflagen verbreitet einen wahren Siegeszug antreten sollte.

Von Anfang an stand er dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber und übte – ausgehend von der Enzyklika *Mit brennender Sorge* Papst Pius' XI. – in seinen Predigten immer wieder Kritik an der Barbarei der Nationalsozialisten. So wurde er, nachdem ihn vermutlich der Dorfschullehrer denunziert hatte, am 30. Dezember 1939 verhaftet, wegen „Wehrkraftzersetzung“ verurteilt und nach Aufenthalt in Gefängnissen in Paderborn und Bielefeld schließlich in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Drei Tage vor Besetzung und Auflösung des Konzentrationslagers Dachau durch amerikanische Truppen Ende April 1945 gehörte Schamoni mit zu jenen Häftlingen, die unter schwerer SS-Bewachung auf einen Marsch in den Alpenraum geschickt wurden. Auf diesem konnte der Geistliche aber

unter abenteuerlichen Umständen fliehen. Nach Kriegsende wurde er dann zum Pfarrer vom Helmeringhausen im Sauerland ernannt.

Im April 1950 wurde er durch ein Handschreiben Papst Pius' XII. geehrt, das die besonderen Verdienste, die sich Schamoni durch sein Buch „Das wahre Gesicht der Heiligen“ erworben habe, lobend hervorhebt.² Zwischen 1950 und 1970 war Schamoni unter anderem als Exerzitienmeister für Theologiestudenten in der Erzdiözese Paderborn tätig und beschäftigte sich neben seinen seelsorgerlichen Aufgaben vor allem mit der Hagiographie, insbesondere der Übersetzung und Edition von Heiligsprechungsakten sowie der Untersuchung der zu konstatierenden Parallelen zwischen den Wundern der Heiligen und denen des Neuen Testaments.

Als sich ab der Mitte der sechziger Jahre in der katholischen Kirche in Deutschland zunehmend ein neomodernistischer Geist breit machte, gründete er 1970 die katholische Monatsschrift „Theologisches“, die als Beilage zur „Offertenzeitung für die katholische Geistlichkeit“ erschien und daher in hoher Auflage gedruckt jeden Pfarrhaushalt erreichte. Im Vorwort zur ersten Nummer sah der gelehrte Priester seine neue Aufgabe darin, nun im engeren Sinne „theologische Texte herauszugeben, die in der gegenwärtigen Glaubenskrisen dringlich erscheinen.“ Schnell konnte Schamoni zahlreiche bekannte Theologen und andere Wissenschaftler gewinnen, die für die Zeitschrift schrieben und die Entwicklung von Kirche und Theologie, v. a. im deutschsprachigen Raum, kritisch beobachteten. Walter Hoeres erinnert sich: „Der Einfluss der Zeitschrift beruhte zunächst auf drei Faktoren. Das war einmal die begnadete, spirituell und geistig so hochstehende Persönlichkeit Schamonis selber, der durch seine umfangreiche Erforschung der Heiligenleben und der entsprechenden Akten sowie vor allem durch sein herrliches Werk: „Das wahre Gesicht der Heiligen“ weithin bekannt geworden war. Schamoni, der auch ein exzellenter Theologe war und sich zeitlebens besonders intensiv mit naturphilosophischen Grenzfragen befasste, verstand es vor allem, Fachleute der verschiedenen Disziplinen von der Theologie über die Philosophie, die Ethik bis zur Psychologie und den Naturwissenschaften zur Mitarbeit heranzuziehen, so dass Theologisches von Anfang an alles andere als ein bloßes Erbauungsblatt war.“ 1980 übergab Schamoni die Herausgeberschaft an den Kölner Moralthologen Johannes Bökmann. Die weitere Geschichte der Zeitschrift hat einer ihrer verdienten Autoren, Walter Hoeres, in diesem Heft anschaulich nachgezeichnet.

Im Juli 1985 wurde Schamoni, wie er selbst sagte, „in einer nicht sehr schönen Weise pensioniert“. 1987 zog er nach Altötting um. Am 14. Juli 1987 wurde der „Seelsorger, Glaubenszeuge, geistliche Schriftsteller, der Begründer und erste Herausgeber von Theologisches“ im Hinblick „auf seine vielfältigen Verdienste um Glaube und Kirche“ vom Vatikan zum Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt. Die Urkunde überreichte der eng mit Schamoni befreundete Regensburger Bischof Rudolf Graber. Bereits 1982 war der

¹ Meine Ausführungen basieren auf folgender Literatur: Reimund Schnabel, Die Frommen in der Hölle. Geistliche in Dachau, Berlin 1966; – Johannes Bökmann, Wertschätzung, Anerkennung und Bewunderung für W. S., in: Theologisches 12 (1982) 4553; – Maria Schamoni, Meine Schamonis, München 1983; – Dietrich Wattenberg, Große Kraft des Vertrauens und des Glaubens: W. S. – Aus einem Brief, in: Theologisches 15 (1985) 6211–6212; – Remigius Bäumer, W. S. als Hagiograph – Erinnerungen anlässlich seines 80. Geburtstags, in: Theologisches 15 (1985) 6209–6211; – Raphael von Rhein, Dank an H. Pastor W. S., in: Theologisches 15 (1985) 6212–6213; – Stato attuale della Pontificia Accademia Teologica Romana, in: Studi tomistici 33 (1988) 523–524; – Johannes Bökmann, Schamonis Forschungen werden ausgewertet, in: Theologisches 20 (1990) 534–538; – Dietrich Wattenberg, Erinnerungen an W. S., in: Theologisches 20 (1990) 5–11; – ders., W. S. Ein Leben für die Ewigkeit, in: Theologisches 21 (1991) 444–447; – Johannes Bökmann, Kampf um den Glauben an die Liebe. W. S. zum Gedächtnis, in: Theologisches 21 (1991) 441–442; – Walter Hoeres, Fortes fortuna adjuvat, in: Theologisches 26 (1996) 199–207; David Berger, Wilhelm Schamoni, in: BBKL XXIII (2004) 1268–1272.

² Abgedruckt in: Theologisches Jg. 20, 1990, 11.

Prälat zum Ehrenmitglied der renommierten Pontificia Academia Theologica Romana ernannt worden. In seinem letzten Lebensjahr war Schamoni fast erblindet und kaum noch bewegungsfähig, aber bis zuletzt geistig sehr lebendig.

Am 25. August 1991 ist der Gründer unserer Zeitschrift in Altötting gestorben und wurde am 28. August in aller Stille in der Priestergruft auf dem Michaelifriedhof des bayrischen Wallfahrtsortes beigesetzt.

JOSEF SPINDELBÖCK

„Gut gemeint, aber nicht mehr katholisch“

Eine Replik zum Beitrag „Die Hölle“ von Paul Hildenbeutel

Der in der Zeitschrift „Theologisches“ (12/2004) publizierte Beitrag von Pfarrer Paul Hildenbeutel, Bingen-Dromersheim, mit dem Titel „Die Hölle“¹ verlangt eine kritische Stellungnahme.

Die Lehre der Kirche über die Hölle

Das Anliegen des Autors ist anzuerkennen, die katholische Glaubenswahrheit von der Hölle wieder zur Geltung zu bringen. Nicht selten erfolgte in den letzten Jahren und Jahrzehnten auch bei katholischen Priestern, Theologen und Gläubigen entweder eine direkte Leugnung dieser Wahrheit, oder aber es gab und gibt zumindest eine verschämte Unsicherheit, sich offen dazu zu bekennen. Demgegenüber erinnert der „Katechismus der Katholischen Kirche“ ganz klar daran, dass es einen „Zustand der endgültigen Selbstausschließung aus der Gemeinschaft mit Gott und den Seligen“ gibt, den man „Hölle“ nennt.² „Die schlimmste Pein der Hölle besteht in der ewigen Trennung von Gott, in dem allein der Mensch das Leben und das Glück finden kann, für die er erschaffen worden ist und nach denen er sich sehnt.“³ Ausdrücklich heißt es im „Katechismus der Katholischen Kirche“: „Niemand wird von Gott dazu vorherbestimmt, in die Hölle zu kommen; nur eine freiwillige Abkehr von Gott (eine Todsünde), in der man bis zum Ende verharrt, führt dazu.“ Als kirchlich relevante Stellungnahmen für diese letzte Aussage werden angeführt das 2. Konzil von Orange⁴ sowie das Konzil von Trient⁵.

Die Auffassungen von Paul Hildenbeutel zur Hölle

Im Beitrag von Paul Hildenbeutel wird die These vertreten, es gäbe gleicherweise eine Vorherbestimmung für den Himmel wie auch eine Vorherbestimmung für die Hölle. Gott sei es also letztlich, der es verantwortete, wofür sich der Mensch ent-

scheide. So wörtlich: „Der Mensch kann nicht eigenmächtig und absolut wählen zwischen Himmel und Hölle. Er wäre völlig überfordert durch diese Entscheidung. Er kennt weder den Himmel noch die Hölle. Wie sollte er sich entscheiden? Auch kann er bei keiner seiner Entscheidungen auf Erden das volle Ausmaß an ewiger Wirkung ermessen. Daher hat der gütige Gott ihm die Entscheidung abgenommen. In seiner Vorherbestimmung hat er klar festgelegt, wer in den Himmel kommt und wer in die Hölle. Und seine Vorherbestimmung ist unabänderlich. Wir, seine Geschöpfe, sind daher in dieser so wichtigen Sache entlastet.“⁶

Himmel und Hölle werden als letztlich gleichwertige Alternativen vorgestellt. Es brauche gleichsam das Äquivalent der Hölle für die Bösen, um auch die Möglichkeit des Himmels für die Guten zu sichern. „Einerseits gibt es den Himmel, die ewige Gemeinschaft mit Gott. Muss es dann nicht zum Ausgleich die Hölle geben als ewige Ferne von Gott? Zumindest wird dadurch bewirkt, dass alle im Himmel ihre Seligkeit als ungeschuldetes Geschenk Gottes erkennen.“⁷ Hildenbeutel weiter: „Himmel und Hölle sind demnach die notwendige Ergänzung füreinander. Und erst dadurch wird Gottes Schöpfung vollkommen.“⁸

Wer zur Hölle vorherbestimmt ist, findet nach Auffassung von Hildenbeutel darin sogar seine eigene Erfüllung. „Denn auch wenn der Mensch auf ewiges Leben und ewige Erfüllung hin angelegt ist, muss diese Erfüllung doch nicht notwendig im Himmel gegeben sein“, meint Hildenbeutel⁹. Gott „gewährt“ dem Sünder „diese Gottferne, um für das ewige Leben in der Hölle gerüstet zu sein. In der Hölle erfüllt sich das, was der Teufel und sein Anhang immer gewollt haben. Sie dürfen sich nach Herzenslust austoben. Nichts fehlt ihnen zu ihrem Glück. ... Es kommt ihnen vor, als gewähre Gott ihnen nichts anderes, als was sie schon immer für sich gewollt haben.“¹⁰ Der Autor meint weiter, Gott „wäre ... geradezu sadistisch, wenn er den Menschen in der Hölle die Freude des Himmels dauernd vor Augen stellen würde. Nein, Gott überlässt die Hölle sich selbst, damit ihr ihre Weise der ewigen Erfüllung genügen kann.“¹¹

Schwerwiegende Anfragen gegen das dargestellte Verständnis

Vom katholischen Glaubensstandpunkt aus ergeben sich schwerwiegende Anfragen gegen eine solche Sichtweise, wie sie Hildenbeutel darstellt und vertritt. Die Kirche hält im Hin-

⁶ Hildenbeutel, a. a. O., 676.

⁷ Hildenbeutel, a. a. O., 677.

⁸ Hildenbeutel, a. a. O., 680.

⁹ Hildenbeutel, a. a. O., 679.

¹⁰ Hildenbeutel, a. a. O., 679.

¹¹ Hildenbeutel, a. a. O., 680.

¹ Paul Hildenbeutel, Die Hölle, in: Theologisches 34 (2004) 675–680. Eine Kurzfassung dieser Replik wurde bereits auf kath.net publiziert.

² KKK 1033.

³ KKK 1035.

⁴ In seiner „Conclusio“ hatte das Concilium Arausicanum erklärt (in: DS 397): „Aliquos vero ad malum divina potestate praedestinos esse, non solum non credimus, sed etiam, si sunt, qui tantum mali credere velint, cum omni detestatione illis anathema dicimus.“ („Dass aber manche durch göttliche Macht zum Bösen vorherbestimmt seien, das glauben wir nicht nur nicht, sondern wenn es solche gibt, die so Schlimmes glauben wollen, dann sagen wir diesen mit aller Verabscheuung: Sie sind ausgeschlossen.“ – Eigene Übersetzung entsprechend dem lateinischen Text.)

⁵ Das Konzil von Trient erklärt in Can. 17 zum „Dekret über die Rechtfertigung“ (in: DS 1567): „Si quis iustificationis gratiam non nisi praedestinos ad vitam contingere dixerit, reliquos vero omnes, qui vocantur, vocari quidem, sed gratiam non accipere, utpote divina potestate praedestinos ad malum: anathema sit.“ („Wenn jemand behauptet, die Gnade der Rechtfertigung werde nur den zum Leben Prädestinierten zuteil, die übrigen aber, die berufen werden, würden zwar berufen, könnten aber die Gnade nicht empfangen, insofern sie durch die göttliche Macht zum Bösen prädestiniert seien: dieser sei ausgeschlossen.“ – Eigene Übersetzung entsprechend dem lateinischen Text.)

blick auf das Mysterium der Prädestination als von Gott geoffenbarte Wahrheit fest: „Gott hat durch seinen ewigen Willensentscheid bestimmte Menschen zur ewigen Seligkeit vorherbestimmt.“¹² Im Hinblick auf die ewige Verwerfung einzelner ist die Auffassung der Kirche jedoch eine konditionale: „Gott hat durch seinen ewigen Willensratschluss bestimmte Menschen *wegen ihrer vorhergesehenen Sünden* zur ewigen Verwerfung vorherbestimmt.“¹³

Wenn es wirklich eine Vorherbestimmung des einzelnen Menschen zur Hölle unabhängig von seinen in der freien Entscheidung gegen Gott begründeten Missverdiensten gäbe (wie Hildenbeutel anzunehmen scheint), dann würde der allgemeine Heilswille Gottes geleugnet.¹⁴ Gott will jedoch wirklich, „dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2,4). Jedem Menschen gibt er ausreichend Gnade, sodass er gerettet werden kann. Die Kirche hat die Auffassung einer positiven Vorherbestimmung von Gott zur Sünde und eine *unbedingte* Vorherbestimmung zur ewigen Höllenstrafe daher abgelehnt. Der häretische Prädestinarianismus wurde als Irrlehre verworfen, da damit die Universalität des göttlichen Heilswillens geleugnet wird sowie letztlich auch die Gerechtigkeit Gottes und die Freiheit des Menschen.¹⁵

Der Diskussionsbeitrag von Paul Hildenbeutel geht außerdem allem Anschein nach davon aus, dass es verschiedene Endziele für verschiedene Arten von Menschen gibt. Die Bösen würden in der Hölle ihr Glück und ihre Erfüllung finden, während die Guten zur Anschauung Gottes im Himmel berufen seien. Der Einwand dagegen ist ein doppelter: Erstens ist es schon auf der rein natürlichen Ebene unangemessen, dass Gott die schöpfungsgemäße Einheit des Menschengeschlechtes durch die Festsetzung verschiedener Endziele gleichsam aufhebt. Zweitens gibt es in der gegenwärtigen Heilsordnung tatsächlich nur eine einzige Berufung der Menschen, die göttliche, sowie nur ein einziges übernatürliches Ziel: die Erkenntnis und Liebe Gottes in der seligen Vereinigung mit ihm in der Herrlichkeit des Himmels.¹⁶

Eine andere Frage ist, ob alle Menschen dieses ihnen von Gott gesetzte und durch das Angebot seiner Gnade wirklich und nicht bloß scheinbar ermöglichte Ziel auch tatsächlich erreichen. Die Zielverfehlung als solche ist jedoch dem Versagen der menschlichen Freiheit anzulasten. Sie ist ein Negativum und darf nicht wiederum positiv gedeutet werden, so als ob die Verdammten dann eben ein anderes Ziel erreichen würden, das ihrer gottbestimmten Berufung entsprechen könnte. Sie sind vielmehr aus eigener Schuld ihrer göttlichen Berufung untreu geworden und haben sich bis zuletzt dem Angebot der Gnade zur Bekehrung widersetzt. Gott, der gerecht ist, lässt dies zu¹⁷; er achtet in seiner Liebe die Freiheit des Menschen auch dort, wo sich dieser gegen ihn entscheidet. Die Hölle ist somit die abgründige Möglichkeit der in Freiheit gewählten Verfehlung jenes Zieles, für das uns Gott geschaffen hat: die ewige Herrlichkeit des Himmels. Da wir aber begründeter Hoffnung sein dürfen, dass Gott unser persönliches Heil wirklich will, gibt es keinen Grund für Angst und Resignation. Es gibt keinen Determinismus der einzelnen durch Gott zur ewigen Verdammnis. Gott will nur das Gute für uns, und er lädt uns durch das Erlösungsgeheimnis Christi in den Gnadenmitteln seiner Kirche ein in sein himmlisches Reich. Auf dieses Ziel gilt es zu schauen und nicht auf ein angeblich ebenso erstrebenswertes Äquivalent in der Hölle.¹⁸

Der Beitrag von Paul Hildenbeutel über die Hölle mag gut gemeint sein; dennoch widerspricht er dem Inhalt nach in wesentlichen Punkten der katholischen Glaubenslehre.

*Anschrift des Autors: Dr. Dr. Josef Spindelböck
Gemeinschaft vom heiligen Josef
Kleinrain 6
A-3107 St. Pölten-Traisienpark*

¹² Ludwig Ott, Grundriss der Dogmatik, Freiburg 1981¹⁰, 292; ähnlich Leo Scheffczyk, Die Heilsverwirklichung in der Gnade. Gnadenlehre (Bd 6 der „Katholischen Dogmatik“), Aachen 1998, 220. Thomas von Aquin bestimmte die katholischerseits festgehaltene Prädestination zum Guten als „praeparatio gratiae in praesenti et gloriae in futuro“ (d. h. als „Zubereitung der Gnade in der Gegenwart und der Verherrlichung in der Zukunft“): STh I q.23 a.2.

¹³ Ott, a. a. O., 295. Hervorhebung von mir.

¹⁴ Die „Entscheidung des freien Willens des Menschen bewirkt es, dass der *universale* Heilswille Gottes zu einem *ausgewählten* Willen wird.“ – Scheffczyk, a. a. O., 207.

¹⁵ Ott, a. a. O., 295.

¹⁶ Vgl. 2. Vatikanisches Konzil, GS 22: „Da nämlich Christus für alle gestorben ist (vgl. Röm 8,32) und da es in Wahrheit *nur eine letzte Berufung des Menschen* gibt, die göttliche, müssen wir festhalten, dass der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein.“ In GS 24 heißt es: „Gott, der väterlich für alle sorgt, wollte, dass alle Menschen eine Familie bilden und einander in brüderlicher Gesinnung begegnen. Alle sind ja geschaffen nach dem Bild Gottes, der ‚aus einem alle Völker hervorgehen ließ, die das Antlitz der Erde bewohnen‘ (Apg 17,26), und *alle sind zu einem und demselben Ziel, d. h. zu Gott selbst, berufen.*“ – Hervorhebungen von mir.

¹⁷ Auf die Problematik der „praemotio physica“ kann hier nicht näher eingegangen werden: Wenn Gott das absolute Sein – das „ipsum esse subsistens“ – ist, dann ist er zugleich auch die erste Ursache aller außergöttlichen Dinge und damit auch des menschlichen Wollens, welche als Zweitursachen gelten. Im Hinblick auf die Sünde und den Abfall des Menschen von seinem Weg zum Endziel gilt dann: Gott will die Sünde nicht (sonst würde er sich selbst widersprechen), er lässt sie aber in der Weise erstursächlicher Ermöglichung zu, obwohl er die Freiheit des Menschen durch seine Gnade so erheben könnte, dass der Mensch sich jedenfalls für ihn entscheiden würde. Das Zusammenwirken von göttlicher Allmacht und menschlicher Freiheit, bei dem die absolute Souveränität Gottes gewahrt wird und er nicht einfach vom Menschen determiniert wird und umgekehrt auch die menschliche Freiheit zu keiner bloß scheinbaren verkommt, bleibt ein unauslotbares Mysterium, das nur im Licht von 1 Joh 4,8.16 erahnt werden kann: „Gott ist die Liebe.“ Jedes Geheimnis göttlicher Berufung und Vorherbestimmung kann nur ein solches des Ausdrucks und der Verwirklichung göttlicher Liebe sein. Im Hinblick auf diese Zusammenhänge vgl. die Ausführungen von Reginald Garrigou-Lagrange, Der Sinn für das Geheimnis, Paderborn 1937, neu aufgelegt Bonn 2004. – Ich danke dem Herausgeber von „Theologisches“, Dr. David Berger, für den in dieser Anmerkung verarbeiteten fruchtbaren Hinweis.

¹⁸ Zur grundlegenden Orientierung in Fragen der Eschatologie vgl. Michael Sticklebroeck, Nach dem Tod. Himmel – Hölle – Fegefeuer, Augsburg 2004.

Im Februar des Jahres 1965 begannen P. Annibale Bugnini CM und sein „Rat für die Ausführung der Liturgiekonstitution“ (das berühmt-berüchtigte „Consilium“) mit einer Reform der päpstlichen Liturgie. Die feierlichen Gottesdienste mit dem Heiligen Vater wurden einschneidenden Veränderungen unterzogen – sie erfuhren eine völlig neue Gestaltung. Vierzig Jahre später sei es erlaubt, einen kritischen Blick auf die Gründe für die Reform, auf die Reform selber und auf ihre Auswirkungen für das Heute zu werfen.

Ulrich Nersinger, Diplom-Theologe und Vatikankenner, stellt in dieser und in den nächsten Ausgaben unserer Zeitschrift „Überlegungen zur Papstliturgie“ an.

Prolog

Die „Welt am Sonntag“ brachte in ihrer Ausgabe vom 19. Dezember 2004 einen Artikel von Andreas Englisch, der die Überschrift trug: „Der leidende Papst erobert die Herzen“¹. Englisch, Journalist der „Bild“-Zeitung und erfolgreicher Papstbiograph², machte sich in seinen Ausführungen Gedanken über die Einbindung der Gebrechlichkeit und Krankheit des Heiligen Vaters in den Vollzug der Liturgie. Die Welt sei fasziniert von einem Papst, „der mit jeder Geste unterstreicht, dass er sein Leben in Gottes Hand gelegt hat“. Der für alle sichtbar leidende Johannes Paul II. sei „das überzeugendste Oberhaupt der katholischen Kirche seit langer Zeit“. „Das Leiden ist ein Teil seiner Botschaft geworden“, zitiert er die Nachrichtenagentur „Asia News“.

Er schilderte die Schwierigkeiten, die sich für den Heiligen Vater bei der Feier von Liturgien in der Vatikanischen Basilika ergeben, „denn der Petersdom wurde gebaut für Päpste, die sich auf Sänften tragen ließen. Überall gibt es Treppen und Rampen. Über Reitertreppen könnten Pferde bis in den vierten Stock des Palastes galoppieren. Doch für einen Papst, der keinen Schritt mehr aus eigener Kraft gehen kann, der aber zu demütig ist, sich auf seinen Thron tragen zu lassen, ist das Gebäude nicht vorgesehen“.

Den Lesern der „Welt am Sonntag“ kündigte Andreas Englisch an: „Zum Jahreswechsel wird der Vatikan sogar auf eine alte Regel der orthodoxen Kirchen zurückgreifen, um den Papst zu schonen. In den Ost-Kirchen wurde über Jahrhunderte eine Form der Messe gepflegt, in der der Priester nur präsidiert. Das bedeutet, der Priester feiert die Messe, obwohl er am Altar nicht selbst die Wandlung vollzieht. Der Papst muss also nicht aktiv am Altar sitzen, er kann auf seinem Thron ruhen bleiben“.

Drei Tage später, am 22. Dezember, kam „Die Presse“ mit der Schlagzeile „Christmette – die erste ‚richtige‘ Papstmesse seit Monaten“³. Paul Kreiner vermeldete in der österreichischen Tageszeitung: „Johannes Paul II. möchte ‚keinen Rückzug in die zweite Reihe‘ und der Christmette selber vorstehen“. Denn „die letzte ‚richtige‘ Papstmesse liegt schon vier Monate zurück. Im französischen Marienwallfahrtsort Lourdes stand – oder besser saß – Johannes Paul selbst am

Altar. Die folgenden Gottesdienste danach, auch jene zur Seligsprechung von Kaiser Karl I., begleitete der Papst vom Rand aus, während Kardinäle zelebrierten“.

Vor geraumer Zeit blätterte der Verfasser des vorliegenden Beitrags im *Annuario Pontificio per l'anno 1863*. In diesem amtlichen Jahrbuch aus dem Pontifikat des seligen Pius IX. (Giovanni Maria Mastai Ferretti, 1846–1878) findet sich unter der Rubrik *Funzioni Pontificie e Cardinalizie* der liturgische Kalender für den Päpstlichen Hof abgedruckt⁴. Zur Teilnahme an den dort aufgeführten rund achtzig Zeremonien waren die Mitglieder der „Kapelle“ und „Familie“ des Papstes eingeladen bzw. verpflichtet⁵. Geht man das Verzeichnis aufmerksam durch, nimmt man gewahr, dass der Heilige Vater zwar den meisten Feierlichkeiten vorzustehen hatte, die Zelebration der heiligen Messe jedoch in der Regel einem Purpurträger oder einem Bischof aus dem Kollegium der Päpstlichen Thronassistenten übertragen wurde. So vermerkt der Kalender für den 6. Januar: „*Cappella Papale nel Palazzo Apostolico; canta Messa un Emo e Rmo Sig. Card. dell'Ordine dei Vescovi, e sermoneggia il P. Proc. Gen. dell'Ordine dei Serviti di Maria* – Päpstliche Kapelle im Apostolischen Palast; die Messe singt eine Eminenz aus dem Ordo der Kardinalbischöfe, die Predigt hält der Generalprokurator des Servitenordens“. Und zum Fest der Kathedra Petri in Rom heißt es: „*Cappella Papale nella Basilica Vaticana; canta Messa l'Emo e Rmo Sig. Card. Arciprete, e sermoneggia un alunno della Nobile Accademia Ecclesiastica* – Päpstliche Kapelle in der Vatikanischen Basilika; die Messe singt Seine Eminenz der hochwürdigste Kardinalerzpriester, es predigt ein [Priester-]Alumne der *Nobile Accademia Ecclesiastica*“. Nur viermal im Jahre 1863 hatte der Papst selber am Altar zu stehen und *in persona* das heilige Opfer zu feiern: zu Ostern, Fronleichnam, Weihnachten und am Hochfest der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Vorgesehen war zudem, dass der Heilige Vater am 2. Februar die Weihe und die Austeilung der Kerzen vornahm, am Aschermittwoch das Aschenkreuz auflegte, zu *Laetare* die „Goldene Rose“ benedizierte, am Palmsonntag die Palmen weihte und austeilte, am Gründonnerstag das Allerheiligste Altarssakrament von der Cappella Sixtina zur Cappella Paolina trug und das *Mandatum* (Fußwaschung) durchführte, nach der Vigil zum Hochfest der Apostelfürsten die Pallien segnete und bei der Matutin des Weihnachtstfestes *stocco e berrettone* (Schwert und Hut)⁶ weihte sowie zu bestimmten Anlässen den Apostolischen Segen *urbi et orbi* gewährte. Die im *Annuario Pontificio* von 1863 dargelegte liturgische und zeremonielle Praxis behielt der Päpstliche Hof bis in das 20. Jahrhundert fast unverändert bei. Änderungen traten nur dann ein, wenn außergewöhnliche Feierlich-

⁴ *Annuario Pontificio per l'anno 1863*, Tipografia della Reverenda Camera Apostolica, Roma 1863, 5–14.

⁵ Der alte Päpstliche Hof setzte sich aus der „Familie“ und „Kapelle“ des Papstes zusammen; auch nach der Umwandlung des Päpstlichen Hofes in das „Päpstliche Haus“ durch das *Motu Proprio Pontificalis Domus* vom 28. März 1968 (AAS LX [1968] 305–318) änderte sich an dieser Zusammensetzung nichts – beide Institutionen bestehen bis zum heutigen Tag, wenn auch stark „reformiert“. Mit dem Begriff „Cappella papalis – Cappella Papale – Päpstliche Kapelle“ wird auch jede feierliche liturgische Zeremonie mit dem Heiligen Vater bezeichnet, zu der die Mitglieder der Päpstlichen Kapelle geladen sind.

⁶ Bei *stocco e berrettone* (Schwert und Hut) handelte es sich um päpstliche Ehrengeschenke.

¹ Andreas Englisch, *Der leidende Papst erobert die Herzen*, in: *Welt am Sonntag*, 19. Dezember 2004.

² Andreas Englisch, *Johannes Paul II.: das Geheimnis des Karol Wojtyła*, München 2003.

³ Paul Kreiner, *Christmette: Die erste ‚richtige‘ Papstmesse seit Monaten*, in: *Die Presse*, 22. Dezember 2004.

keiten – wie Kanonisationen, Konsistorien zur Kardinalserhebung, Heilige Jahre und Jubiläen; Sedisvakanz, Konklave, Krönung des Papstes und Besitzergreifung des Lateran – anstanden.

Alter und Krankheit haben Papst Johannes Paul II. an die Grenzen seiner physischen Präsenz gebracht. Diesen Umstand nicht zu verschleiern, daran hat der Vatikan gut getan. Nicht nur um der Wahrhaftigkeit willen, sondern auch mit Blick auf das christliche Verständnis vom menschlichen Leben – und Leiden. Mit Bewunderung steht man vor der Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit, mit der der Papst sein Apostolisches Amt auch weiterhin liturgisch wahrzunehmen gedenkt. Es berührt wohl jeden, dem Heiligen Vater bei den gottesdienstlichen Feiern zuzuschauen, sich seines Leidens durch das Objektiv einer Fernsehkamera bewusst zu werden⁷.

Die Verhältnisse, unter denen der Papst zelebriert, gilt es mit den Möglichkeiten, die von den liturgischen Rubriken her gegeben sind, in Einklang zu bringen, die Feiern im Vatikan (mensch-)würdig zu gestalten. Verwerflich und verhängnisvoll wäre es, aus den Gebrechen des Pontifex einen Kult zu machen. Menschliches Leiden hat man anzunehmen, nicht zu verdrängen, aber auch dort, wo es möglich ist, zu lindern, und nicht, aus welchen Gründen auch immer, zu forcieren.

Die noch während des Zweiten Vatikanischen Konzils geübte Praxis, dass der Papst einer heiligen Messe vorstand, jedoch nicht selber am Altar zelebrierte, war *usus* in der katholischen Kirche – gleichsam *ab immemorabili tempore*. Rom braucht also nicht auf eine „uralte Regel der orthodoxen Kirchen“ zurückzugreifen, „um den Papst zu schonen“. Es handelte und handelt sich bei einer solchen Feier durchaus um eine „richtige“ Papstmesse; der Papst tritt auch keinen „Rückzug in die zweite Reihe“ an und „begleitet“ sie nur „vom Rand aus“. Mangelndes historisches und theologisches Wissen mag man bei Journalisten, die hierzu keine spezielle Ausbildung erhalten haben, noch entschuldigen, der unreflektierten Verbreitung solcher Ansichten jedoch sollten sich kirchliche Nachrichtenagenturen, katholische Zeitungen und von der Kirche bei Fernseh- oder Rundfunkübertragungen „gestellte“ Kommentatoren/innen enthalten. Ein Satz wie „Der Papst muss also nicht aktiv am Altar sitzen, er kann auf seinem Thron ruhen bleiben“ gibt darüber hinaus ein beredtes

⁷ „Nahaufnahmen verraten unbarmherzig, was vor sich geht“, erkannte Bugnini schon 1965 (Annibale Bugnini, *Die Liturgiereform 1948–1975. Zeugnis und Testament*, Freiburg-Basel-Wien 1988, 842)

Zeugnis über den in einem bestimmten gesellschaftlichen wie kirchlichen Milieu geforderten und geförderten Aktionismus.

Mutatis mutandis erlaubt es der Blick in den liturgischen Kalender des *Annuario Pontificio* von 1863 dem durch Alter und Krankheit geplagten Papst bei der Feier der Liturgie eine sinnvolle Hilfestellung zu geben. Denn rein technische Vorrichtungen wie der bewegliche und in der Höhe verstellbare Sitz des Papstes stoßen letztendlich an ihre praktischen wie ästhetischen Grenzen. Sie sind im Übrigen keine Neuerung. Schon der selige Pius IX. wurde in den letzten Jahren seines Pontifikates zur Feier der heiligen Messe auf einer technisch „verbesserten“ Sedia Gestatoria in seine Privatkapelle getragen. Bestimmte Vorrichtungen an dem Tragsessel erlaubten es dem Papst, direkt an den Altar geschoben zu werden und dort sitzend zu zelebrieren. Der Unterschied zur heutigen Praxis war jedoch, dass diese Gottesdienste unter Ausschluss einer größeren Zahl von Mitfeiernden stattfanden – nur der Privatsekretär des Papstes, der Geheime Kammerherr vom Turnus und der diensthabende *Esente* (Oberst) der Nobelpolizei waren zugegen⁸.

Der Usus bei den *Funzioni Pontificie e Cardinalizie* vergangener Zeiten könnte über die aktuelle Problematik hinaus auch ein sinnvoller Anstoß für ein Überdenken der Gestaltung päpstlicher Liturgien und Zeremonien sein. Die Zahl der Papstmessen, die in den vergangenen Jahrzehnten *coram publico* zelebriert wurden, ist Legion. Eine Aufzählung der Messen auch nur eines Jahres wäre für den Leser ermüdend⁹. Es ist unbestritten, dass kirchengeschichtliche Entwicklungen dazu beigetragen haben – so die mit dem Pontifikat Pauls VI. aufkommenden, positiv zu bewertenden Pastoralbesuche der Päpste in aller Welt und der verstärkte (erfreuliche) Strom von Pilgern in die Ewige Stadt. Dass nun aber bisweilen fast jede Woche und bei beinahe jeder Gelegenheit eine Papstmesse gefeiert werden kann – „gefeiert werden kann“ ist bewusst gewählt – und der Heilige Vater dabei eine „aktive Rolle“ am Altar zu vollziehen hat, liegt in einem ganz anderen Umstand begründet: in der im Februar des Jahres 1965 begonnenen und später dann auch erfolgten Reform der päpstlichen Liturgie durch das „Consilium“ des P. Annibale Bugnini.

Wird in der Märzausgabe fortgesetzt.

⁸ Emma Perodi, *Roma italiana, 1870–1895*, Roma 1896, 168–171.

⁹ Auflistungen finden sich in den diversen Jahressbänden der *L'attività della Santa Sede* (Città del Vaticano) und auf der Internetseite des Vatikans (www.vatican.va) mit Klick auf den Link *Ufficio delle Celebrazioni Liturgiche del Sommo Pontefice*.

ELMAR ANWANDER

Namhafte Naturwissenschaftler zur Gottesfrage

Einleitung

Das Thema: „Zur Gottesfrage namhafter Naturwissenschaftler“ wird auf zwei Teile aufgeteilt: Der I. Teil führt in sechs Abschnitten vom Atheismus und Agnostizismus bis zum Deismus und Pantheismus, der zweite Teil vom Theismus zum Christentum.

Der im zweiten Teil zitierte Professor für Mathematik an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, Wolfgang Smith (* 1930) konstatiert, dass Naturwissenschaftler angesichts religiöser Phänomene einer tiefen Demut bedürfen. Um zu verstehen, was Religion ist, müsse man vor allem selbst religiös sein; das Wesentliche könne nicht einfach von

außen verstanden werden. Damit werden aber die Statements vieler im Folgenden zitierter Kollegen relativiert. Ein ähnlicher Standpunkt dürfte auch die Auswahl der Interviewpartner der nachstehend mehrfach zitierten Anthologie von Henry Margenau und Roy Abraham Varghese „Kosmos, Bios, Theos“ bestimmt haben, in der 30 führende Physikerkollegen und 30 Biologen und Chemiker – davon insgesamt 24 Nobelpreisträger – zu Wort kommen. Die Herausgeber machen im Vorwort besonders darauf aufmerksam, dass die für ihre Anthologie befragten Naturwissenschaftler zum größten Teil für eine theistische oder zumindest wohlwollend gegenüber einer religiösen Sicht der Wirklichkeit bekannt

sind. Aus diesem Grund behauptete das Buch auch nicht, dass die meisten oder auch nur viele Naturwissenschaftler Theisten seien. Tatsache sei, dass es viele moderne Naturwissenschaftler gebe, die Atheisten sind und jeder Form von Religion aktiv entgegneten. Überdies erklärten sogar mehrere Autoren der Beiträge zur Anthologie, dass sie an Religion uninteressiert seien. Diese Anthologie wird im Weiteren einfach mit „Margenau-Interview“ bezeichnet. Der Nobelpreisträger Prelog egalisiert darin allerdings die Bedeutung der Aussagen der Laureaten zu Fragen über Gott, Religion und Leben nach dem Tod. Sie seien diesbezüglich nicht kompetenter als andere Leute, von denen einige, wie er selbst, Agnostiker seien.

Da sich Aussagen von Naturwissenschaftlern zur Religion und zur Gottesfrage nicht in ihren Fachpublikationen, sondern, wenn überhaupt, nur in ihren gemeinverständlichen und populären Veröffentlichungen finden lassen – meist ist ihnen Zeit und Motivation zu solchen Überlegungen erst im vorgerückten Alter gegeben – wurden vorwiegend solche Veröffentlichungen herangezogen. Wenn man in diesem Zusammenhang auch manchmal die laienhafte Philosophie und Theologie von Naturwissenschaftlern belächelt, so sollte man bedenken, was der im zweiten Teil näher zitierte Professor für Theoretische Physik an der Universität Konstanz, Jürgen Audretsch, dazu sagt: „Das Thema Theologie und Naturwissenschaft braucht den Dialog der dort praktizierenden Fachleute, und damit die Bereitschaft auf dem Nachbargelände zu diletieren“.

Die Übersetzungen des Verfassers aus dem Englischen sind jeweils mit (a. d. Engl.) gekennzeichnet.

1. Atheismus und Agnostizismus

In der postmodernen Berufs-, Konsum- und Lustgesellschaft bleibt fast keine Zeit und Ruhe für tiefere Gedanken bis hin zur Gottesfrage. Diese letzte Frage tritt erst im vorgerückten Alter, oft erst im Pensionsalter in den Vordergrund. Auch Naturwissenschaftler und Techniker können dem Drang und Zwang des Faktischen im Berufsleben erst im Alter entrinnen. Im Berufsleben wird ihr Denken fast zwangsläufig vom methodischen Atheismus ihrer naturwissenschaftlich-technischen Arbeitsgebiete geprägt. Die moderne Naturwissenschaft konstruiert die Welt so, *als gäbe es keinen Gott*, und deshalb ist sie exakt und überprüfbar (Hans-Dieter Mutschler). Gott und die Beziehung zu ihm kann ja nicht überprüft werden. Naturwissenschaftler sind in ihrem Berufsalltag diesem methodischen Atheismus ausgesetzt und bei vielen verliert sich im Nebel des Faktischen die Selbsttranszendenz, sodass auch bei ambitionierten Physikern und Technikern als weltanschaulicher Hintergrund noch ein enger Physikalismus weit verbreitet ist. Die Eindrücke täglicher physikalisch-technischer Erfahrungen werden durch die laufenden Fortschritts- und reduktionistischen Erfolgsberichte in der Fachliteratur kolossal verstärkt und damit das positivistisch physikalistische Weltbild verfestigt. Es kann bei Naturwissenschaftlern und Technikern gewissermaßen „als Berufsrisiko“ betrachtet werden. Physikalische Erklärungen verlangen ja ihrerseits weitere physikalische Erklärungen, die schließlich in einen umfassenden physikalischen Reduktionismus münden. Oft reagiert dieser gewohnheitsmäßige Atheismus auf darüber hinausgehende Fragen gereizt, da man für solche „Leerformeln“ keine Zeit aufwenden will.

Durch den technischen Fortschritt wird auch die ganze Gesellschaft der heutigen Industriegesellschaft immer mehr gezwungen, sich mit den Ergebnissen von Technik und Naturwissen-

schaft zu beschäftigen, zu unterhalten und zu politisieren. Damit ist der fortschrittliche moderne Mensch zunehmend ihrem methodischen und inhärenten Athismus ausgesetzt, sein Denken wird „unbewusst“ immer mehr davon beeinflusst und bestimmt und seine „Selbsttranszendenz“ verliert sich. Auch die Umgangssprache wird immer weniger von der Religion und immer mehr von Technik und Naturwissenschaft geprägt. Daher sollte in der Theologie die Bewusstseinsbildung durch den Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaft, den man bisher zu wenig kompetent gesucht hat, intensiviert werden, um die Menschen in der Sprache ihrer Zeit anzusprechen, ohne in zeitgeistliches Geschwätz zu verfallen. Dazu sollen die Stellungnahmen der hier zitierten Naturwissenschaftler zur Gottesfrage eine Anregung geben. In diesem ersten Abschnitt werden Stellungnahmen eher kritischer Agnostiker wiedergegeben. Zitate aus dem verfestigten physikalistischen Atheismus würden die Gottesfrage nicht weiter erhellen.

Steven Weinberg (geb. 1933), der 1977 für seine Forschungen zur Elementarteilchenphysik (Weinberg-Salam-Theorie) den Nobelpreis erhielt, schreibt in seinem Buch „Der Traum von der Einheit des Universums“ zur Frage nach Gott: Ich meine, „dass wir unter dem Wort ‚Gott‘, sofern es überhaupt einen Sinn haben soll, einen interessierten Gott verstehen sollten, einen Schöpfer und Gesetzgeber, der nicht nur die Naturgesetze und das Universum geschaffen hat, sondern auch die Maßstäbe für Gut und Böse, eine Persönlichkeit, die an unserem Tun Anteil nimmt, kurz, etwas, das unsere Verehrung verdient. Dies ist der Gott, auf den es den Menschen im Laufe der Geschichte immer angekommen ist. Wissenschaftler und andere verstehen unter dem Wort ‚Gott‘ manchmal etwas so Abstraktes und Unbeteiligtes, dass ihr Gott kaum von den Naturgesetzen zu unterscheiden ist“. ... „Werden wir in den letzten Naturgesetzen auf einen anteilnehmenden Gott stoßen? ... so verfrüht es auch sein mag, kommt man doch kaum umhin, sich zu fragen, ob wir in einer endgültigen Theorie eine Antwort auf unsere tiefsten Fragen, ein Anzeichen auf das Wirken eines Anteil nehmenden Gottes finden werden. Ich halte das für nicht wahrscheinlich“ ... „Einstein hat einmal gesagt, er glaube an ‚den Gott Spinozas, der sich in der planmäßigen Harmonie dessen, was ist, offenbart, nicht an einen Gott, der sich um die Schicksale von Menschen kümmert‘. Doch was hat es für einen Sinn, statt ‚Ordnung‘ oder ‚Harmonie‘ das Wort ‚Gott‘ zu benutzen, außer vielleicht, dass man dem Vorwurf entgehen möchte, keinen Gott zu haben? Natürlich steht es jedem frei, das Wort ‚Gott‘ in diesem Sinne zu verwenden, doch finde ich, dass der Gottesbegriff dadurch nicht so sehr verfälscht, sondern völlig nichtssagend wird“.

Das alles klingt so, als ob Weinberg auf der Suche nach einer für ihn einsichtigen theistischen Gottesvorstellung wäre. Aber Weinberg ist kein Theist, sondern verharrt „heroisch“ im physikalischen Positivismus und Atheismus. Er gesteht: „Es wäre wunderbar, in den Naturgesetzen einen von einem sorgenden Schöpfer entworfenen Plan zu finden, in dem die Menschen eine besondere Rolle spielen“. Weinberg hält dies, wie gesagt, nicht für wahrscheinlich und glaubt „auch nicht, dass es hilfreich ist, die Naturgesetze, wie Einstein es getan hat, mit einem fernen und desinteressierten Gott gleichzusetzen“. Er betont: „Je mehr wir an unserem Gottesbegriff herumtüteln, um ihn plausibel zu machen, desto nichtssagender wird er ... Für mich steht außer Zweifel, dass die Wissenschaft niemals die Tröstungen wird offerieren können, welche die Religion angesichts des Todes zu bieten hat“.

Am Schluss seines Kapitels: „Die Frage nach Gott“, in dem viel Nachdenkliches über den Gottesbegriff enthalten ist, meint Weinberg dann doch, es sei „eine fast unwiderstehliche Versuchung zu glauben, dass es außerhalb der Halle (Verf.: die durch unsere Sinnesorgane wahrnehmbare Wirklichkeit) etwas geben muss. Die Ehre, dieser Versuchung zu widerstehen“, sei „zwar nur ein dürftiger Ersatz für die Tröstungen der Religion, aber eine gewisse Genugtuung“ biete sie schon. In seinem besonders erfolgreichem Buch „Die ersten drei Minuten, der Ursprung des Universums“ seufzt Weinberg, der außer zur Elementarteilchenphysik auch Bedeutendes zur Kosmologie beigetragen hat: „Je begreiflicher uns das Universum wird, um so sinnloser erscheint das Leben“.

Der seinerzeitige Dekan der Abteilung Physik an der kalifornischen Universität Berkeley, Geoffrey F. Chew ahnt Grenzen der Physik, die in metaphysische Fragen münden, beispielsweise bei der Ursprungsfrage: „Berufung auf Gott mag nötig sein, um die ‚Ursprungs‘-frage zu beantworten: ‚Warum sollte ein Quantenuniversum, das sich zu einem halbklassischen Endzustand entwickelt, widerspruchsfrei sein?‘ (Ich bezweifle, dass Widerspruchsfreiheit durch Mathematik nachgewiesen werden wird)“ ... „Es ist eine interessante Frage, ob ‚bewusstes Leben‘, das zu ‚freiem Willen‘ fähig ist, Aspekte des universalen Quantenzustandes involviert, der sich im halbklassischen Partikelkonzept nicht zeigt. Der Inhalt unseres Quantenzustandes ist nicht zur Gänze durch Partikel darstellbar. Angenommen die fehlende Quantenkomponente ist mit den Phänomenen von ‚Bewusstheit‘ und ‚freier Wille‘ verbunden. Auf diese Weise würde man, soweit die Gesetze der Physik vollständig durch die ‚Partikel‘-vorstellung darstellbar sind, verstehen, warum der freie Wille außerhalb der Physik liegt“ (a. d. Engl.).

„Ich habe ein tiefgründendes Vertrauen auf die Philosophien von Reduktionismus und Materialismus – der Ansicht, dass das Ganze gleich ist der Summe seiner Teile – sogar im Hinblick auf Fragen bezüglich Leben und Geist“, betont Professor Robert Jastrow, Direktor des Goddard Institute of Space Studies. Er bekennt aber dann auf die Frage zur Existenz eines Schöpfers, dass ihm „eine Reihe von Wundern zeigen konnten, dass Kräfte im Universum wirksam sind, die völlig außerhalb der Reichweite menschlicher Einsicht liegen“; das ist die engste mir mögliche Annäherung („that is as close as I can come to the proposition ...“) „an das Projekt eines Beweises für die Existenz eines Schöpfers“ (a. d. Engl.).

„Letztlich ist der Ursprung des Universums ein Wunder und wird es immer bleiben“, zeigt sich auch der Berkeley-Astronom Stuart Bowyer überzeugt; und weiter: „Die Naturwissenschaft hat den Horizont der Erklärbarkeit immer weiter in das frühe Universum hinausgeschoben, aber das Wunder ist dennoch geblieben. ... Ich glaube, dass die Vorstellung von Gott stark variiert. Die meisten Formulierungen sind nach meiner Meinung nicht lebensfähig; einige wenige vielleicht. Aber ich bin am ehesten ein Agnostiker“ (a. d. Engl.).

„Mein Agnostizismus geht so weit, dass ich sogar nicht sicher weiß, ob ich agnostisch bin“, sagt der Chemie-Nobelpreisträger Vladimir Prelog und weist gleichzeitig darauf hin, dass er oft Max Planck zitiere: ‚Gott ist am Anfang von jeder Religion und am Ende der Naturwissenschaften‘. Er verfolge mit Interesse die Diskussionen, die den Ursprung des Universums, des Lebens und des Menschen betreffen, besonders auf molekularer Ebene. Er staune über den Mut von Naturwissenschaftlern, die sich mit Fragen des Ursprungs befassen und dafür Antworten suchen und meint dann: „Ich fürchte

nur, dass unsere Kenntnis betreffend die physikalische, chemische und biologische (ebenso gut wie die psychologische und epistemologische) Basis nicht genügt, derzeit zufriedenstellende Antworten zu geben“. Prelog betont schließlich, dass „die Suche nach den Grundlagen (z. B. die Struktur der Materie oder die molekulare Evolution), die uns ... näher zu Gott bringen“, seiner Meinung nach „die vornehmste Aufgabe der Naturwissenschaften ist“ (a. d. Engl.).

Ein späterer Chemie-Nobelpreisträger (1985), Jerome Karle, fasst seine Gedanken zur Existenz Gottes folgendermaßen zusammen: „Wenn jemand die Schönheit und Großartigkeit der Natur und die höchste Kreativität und höchstes ethisches Verhalten von Menschen Manifestationen dessen nennen will, was er unter Gott versteht, dann kann ich damit recht gut leben. In diesem Sinn würde die Auffassung von Gott die Zusammensetzung der höchsten Erfahrungen sein, die die Menschheit wahrnehmen konnte“ (a. d. Engl.).

Nach einer allgemeinen Bemerkung, dass Religion sich mit dem Nicht-Wissbaren, Naturwissenschaft mit dem Wissbaren befasse, konstatiert der Biologie-Nobelpreisträger Robert W. Holley, dass er die Existenz Gottes für nicht-wissbar halte und deshalb als Teil der religiösen Sicht eines jeden. Im Universum gebe es viel zu staunen und zu wundern. Ob jemand die wunderbaren Dinge der Existenz Gottes zuschreibe, hänge von seiner Natur und Erfahrung ab. Solcher Glaube finde bei einigen Leuten Anklang, bei anderen nicht. Weil es nicht-wissbar sei, sollte es eine sehr persönliche Angelegenheit sein (a. d. Engl.).

Wie Robert Holley geht auch der Physiologie-Nobelpreisträger Frederik C. Robbins davon aus, dass Naturwissenschaft versuche, das Wissbare zu erklären, wohingegen Religion sich mit dem Nicht-Wissbaren befasse. Er ist sich aber der Grenzen der Naturwissenschaften bewusst, wenn er bezweifelt, ob es uns möglich ist, die letzten Fragen zu beantworten, gleichgültig wie tief wir wissenschaftlich eindringen. Wenn man wolle, könne man die Lösung, dass es Gott ist, annehmen, aber sogar das beantworte nicht viel. Persönlich habe er sehr wenig hinsichtlich eines Glaubens an einen konkreten Gott. Er lasse das Mysterium gelten. ... Bloß führe er das nicht auf Gott oder ein höheres Wesen zurück. Er schließe die Möglichkeit einer höheren Kraft nicht aus, es stehe aber außerhalb seiner Auffassungsgabe (a. d. Engl.).

2. Metaphysische und transzendente Positionen

Unter Metaphysik wird hier alles verstanden, was die Grenzen der Physik bzw. der Naturwissenschaften bestimmt und über sie hinausreicht, unter Transzendenz das Übersinnliche, das die sinnliche Erfahrung übersteigt.

„Was jenseits der Physik liegt, heißt traditionell Metaphysik“, erklärt C. F. von Weizsäcker und weist darauf hin, dass die Grenze zwischen „Physik und Metaphysik sich selbst noch als ungelöstes Problem erweise“. Der bekannte Physiker Hans Peter Dürr schreibt im Vorwort zu seinem Buch ‚Physik und Transzendenz‘: „Physik und Transzendenz stehen in der Vorstellung der heutigen Physiker nicht mehr in einem antagonistischen, sondern eher in einem komplementären Sinn einander gegenüber“. Den nachdenklichen Naturwissenschaftlern sind eben die metaphysischen Grenzen ihrer Wissenschaft viel deutlicher bewusst geworden als früher.

Der Professor für Chemie an der New York Universität Robert Shapiro sagt von sich, dass er keine formale oder persönliche Religion habe, daher müsse er sich (bezüglich des Ursprungs des Universums) für eine Antwort auf die Wissen-

schaft verlassen. Auch bezüglich des Ursprungs des Lebens habe er als Wissenschaftler keinen Geschmack an übernatürlichen Erklärungen. Er habe auch keine persönlichen Offenbarungen oder private Informationsquellen gehabt, die ihn von der Existenz Gottes überzeugt hätten. Trotzdem habe er keinen Grund, die Existenz eines höheren Wesens a priori auszuschließen. Wenn jemand sich unzweideutig und wiederholt zur Humanität bekennen würde, dann könnte er sicher überzeugt werden. Derzeit gebe es aber kein Zeugnis, das ihm imponiere (a. d. Engl.).

Gorge D. Snell, Physiologie-Nobelpreisträger von 1980 wird hinsichtlich der Unfähigkeit der Naturwissenschaften, sich mit allen Bereichen menschlicher Erfahrung und Umgebung zu befassen, konkret. Er nennt drei Grenzgebiete, „wo die Naturwissenschaft versagt, die letzte Wahrheit zu enthüllen“: 1.) die „Erstursachen“, 2.) die „Natur des Bewusstseins“, 3.) „Einige Eigenschaften der Materie, das Leben und unsere Welt legen, wie mir scheint, einen Plan nahe ... Obwohl die Naturwissenschaft vermutlich fortfahren wird, einschlägige Beweise für die Existenz oder Nicht-Existenz eines Plans zu beschaffen, sehe ich nicht, wie sie Licht auf den Ursprung eines Plans, wenn es einen solchen gibt, werfen kann“ ... „Die Naturwissenschaft kann uns (auch) nicht sagen, was wir tun sollen, aber sie hat Bedeutung für das moralische Gesetz, indem sie uns Informationen über die Folgen unseres Tuns besorgt“ (a. d. Engl.).

Als Darwinist gibt sich Prof. Ragnar Granit, ein Träger des Physiologie-Nobelpreises von 1967, zu erkennen, „wenn er auch überzeugt“ sei, „dass der Neo-Darwinismus nur Teile der vollen Wahrheit enthalte“. „Im Wissen um die Grenzen der Naturwissenschaft habe er (aber) eine religiöse Einstellung zum Unbekannten“ (a. d. Engl.). An diesem Nobelpreis für Physiologie von 1967, der auf drei Wissenschaftler aufgeteilt wurde, war auch Prof. Georg Wald beteiligt. Er veröffentlichte 1984, anlässlich eines *Quantum Biology Symposiums*, einen erstaunlichen Artikel „Leben und Geist im Universum“ im *International Journal of Quantum Chemistry*. Darin stellt er sich zwei Problemen: Einmal dem Bewusstsein, das ihm für die Naturwissenschaft völlig unzugänglich scheint, denn das Bewusstsein umfasse die Naturwissenschaft als ein begrenztes, wunderbar definierbares Gebiet innerhalb der viel weiter reichenden Realität, deren Existenz uns bewusst sei. Das zweite Problem beinhaltet die speziellen Eigenschaften unseres Universums. Es brauche nicht viel Phantasie, sich andere mögliche, in sich selbst stabile und wirkende Universen, aber ohne Leben vorzustellen. „Wie kommt es“, fragt sich da Prof. Wald, „dass wir ... in einem Universum sind, das gerade diesen eigentümlichen Zusammenhang von Eigenschaften besitzt, um Leben hervorzubringen?“ und er gesteht: „Es ist mir unlängst der Gedanke gekommen – ich muss bekennen, zuerst mit einem gewissen Schock für meine naturwissenschaftliche Sensibilität –, dass beide Probleme auf denselben Grad von Übereinstimmung gebracht werden könnten. Dies gilt in der Annahme, dass der Geist eher als ein später Auswuchs in der Evolution des Lebens hervorgegangen, immer schon als die Grundsubstanz, die Quelle und Bedingung physikalischer Realität existiert hat – dass der Stoff, aus dem physikalische Realität besteht, ein geistiger Stoff ist. Es ist Geist, was ein physikalisches Universum gebildet hat, das Leben hervorbringt, und so schließlich Geschöpfe entwickelt ... die Gemeinschaften und Kulturen bilden. – Institutionen, die alle wichtigen Bedingungen für die Evolution durch natürliche Selektion darbieten ... und so eine Evolution des Bewusstseins und parallel, doch

unabhängig davon, eine anatomische und physiologische Evolution einleiten“ (a. d. Engl.).

Ein anderer Physiologie-Nobelpreisträger (1958), Joshua Lederberg, sieht die Naturwissenschaft auf einem „langen Weg zur Vervollständigung ihrer Erklärung der Geschichte des Universums und des Ursprungs des Lebens und keinen Angriffspunkt zur feindlichen Gegenüberstellung dieses Verfahrens gegen eine ‚religiöse‘ Auffassung“. Es sei „unbestreitbar, dass ein religiöser Impuls unseren Antrieb, die wissenschaftliche Forschung in Gang zu halten, leite“, betont er weiter und schließt: „Wenn nicht, was denn sonst?“ (a. d. Engl.).

Der Berkeley Astronom John G. Philips hat „Schwierigkeiten“, sich „einen geistigen individuellen Gott, der in einem hypothetischen Himmel sitzt und die menschlichen Angelegenheiten leitet, vorzustellen“. Doch scheint (ihm), „dass irgendeine Kraft die Evolution von Gesellschaften beeinflusst; ihre Existenz zu leugnen“ bedeute „den Lebenssinn zu leugnen“.

Hans J. Bremermann, Professor für Biologie und Mathematik an der gleichen Universität, weist zunächst auf „das Mirakel von Newton, Einstein und Hawking, die zeigten, dass die Kosmologie von wenigen mathematischen Gleichungen abgeleitet werden kann“; das habe „sich in der Biologie nicht wiederholt. Der Ursprung des Lebens“ schein „in den Details der praebiotischen Chemie verschwunden“. Zur Gottesfrage antwortet er dann mit einer Gegenfrage: „Können wir Wissen gleichsetzen mit einem ‚universalen Geist‘ und den ‚universalen Geist‘ mit Gott?“ (a. d. Engl.).

„In unsrem evolvierendem Universum fügen wir uns durch unsere kreativen Aktivitäten in der Kunst, der Wissenschaft und der Religion, die die Metaphern, Modelle und Mythen hervorbringt, mit denen wir leben, täglich in das letzte Mysterium der Existenz“, konstatiert Clifford N. Matthews, Chemieprofessor an der Universität Illinois. Der Chef des Instituts für Biologie an der Universität Göttingen H. G. Schlegel bekennt: „Die Behandlung fundamentaler Fragen wie die Existenz des Universums und die Entstehung des Lebens führt uns zur Religion“ ... „Ich nehme an, dass Religion zur fundamentalen Notwendigkeit der Menschheit gehört“ (a. d. Engl.).

Für den 1917 in Moskau geborenen belgischen Chemie-Nobelpreisträger Ilya Prigogine ist das Universum eine Werdewelt, in der „die Zukunft nicht länger gegeben, ... nicht länger in der Gegenwart enthalten“ ist; das bedeute „das Ende des klassischen Ideals der Allwissenheit“. Instabilität, Irreversibilität, „probabilistische Beschreibungen“, „das Leben (als) ein Resultat spontaner Selbstorganisationsprozesse“ treten bei Prigogine in den Vordergrund. Er glaubt nicht, „dass wir von einem Ursprung des Universums sprechen können“: „Naturwissenschaft kann sich nicht mit einmaligen Ereignissen befassen, sondern nur mit Klassen von Ereignissen. Statt an einen Urknall, der einer Anfangssingularität entspricht“, glaubt er, „dass das Universum aus einer Instabilität des Quanten-Vakuums hervorgegangen ist. Diese Art von Instabilität“ könne „wieder auftreten und könnte in der Vergangenheit über bestimmte Zeitperioden aufgetreten sein“ ... In den oben genannten neuen physikalischen Gesichtspunkten sieht Prigogine einen „neuen Nachweis unserer Fähigkeit, sich mit Problemen viel größerer Komplexität zu befassen, als die klassische Naturwissenschaft sich vorstellen konnte. Dieses Wiederbegreifen von Physik“ könne „schließlich zu neuen Wegen des Verständnisses der Beziehung des Menschen zur Natur und zwischen dem Menschen und dem Göttlichen füh-

ren ... Beginnend mit dem Zeugnis der paleolithischen Kunst“ könnten wir „sehen, wie die Menschheit immer versuchte, Wahrheit von Irrtum und Sinn von Schein auseinander zu halten. Diese fundamentale Dimension des menschlichen Bewusstseins“ wende sich „sowohl an die naturwissenschaftliche Forschung als auch an das menschliche Gefühl für Transzendenz, wie es sich in den Religionen“ manifestiere (a. d. Engl.).

3. Schöpfung und Schöpfer

Schöpfung hat bei den Autoren dieses Abschnitts nicht den christlichen, umfassenden Sinn, wie ihn Kardinal Scheffczyk im 3. Band seiner mit Anton Ziegenaus verfassten Dogmatik formuliert: „Als transzendenter Begriff übersteigt Schöpfung alle empirische Wirklichkeit und Ordnung und setzt die Möglichkeit solcher Wirklichkeit und Ordnung“. Dies muss im Folgenden berücksichtigt werden, da Naturwissenschaftler stets nur vom empirisch Gegebenen ausgehen.

Der angesehene Astrophysiker und königliche Hofastronom Martin Rees hat seinem vor kurzem erschienenen Buch: „Das Rätsel des Universums“, das meisterhaft den Stand der modernen Kosmologie darlegt, den Untertitel: „Hatte Gott eine Wahl?“ gegeben. Eine ähnliche Frage hatte schon Albert Einstein gestellt: „Hätte Gott die Welt auch anders erschaffen können?“. Martin Rees beschäftigt sich in seinem Buch mit „den faszinierenden Konsequenzen“, „die sich aus einem ‚Ja‘ als Antwort auf Einsteins Frage ergeben: Gott hatte eine Wahl bei der Schöpfung des Universums“. Das begründet er mit einer Viele-Universen-Hypothese (mit vielen Big Bangs), die in der Kosmologie manchmal spekulativ zur Erklärung grundsätzlicher Probleme herangezogen wird: „Das, was wir gewöhnlich als Universum bezeichnen – das Forschungsgebiet der Astronomen und das Ergebnis ‚unseres‘ Big Bangs – wäre in diesem Fall nur ein winziger Baustein, ein Atom, in einem unendlichen und unvorstellbar reichhaltigen Ganzen (von vielen Universen). In diesem gesamten ‚Multiversum‘ würden einige wenige fundamentale Prinzipien gelten, doch das, was wir unter Naturgesetzen verstehen, wäre kaum mehr als ein räumlich begrenzter Nebeneffekt, das Ergebnis historischer Zufälle während der ersten Augenblicke nach unserem eigentlichen Big Bang“. Für einen Glauben an die „kausale Gesetzmäßigkeit allen Geschehens“, wie ihn bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts noch die meisten Naturwissenschaftler, auch Einstein bis an sein Lebensende, vertreten haben, ist da kein Platz mehr.

In einem solchen Multiversum, das für Martin Rees „bereits Teil der empirischen Wissenschaften ist ... wäre das Vorhandensein einiger weniger, besonders ausgezeichneter Universen mit besonderen Voraussetzungen zur Entstehung von Leben, kaum überraschend“ ... Es „wäre in diesem Fall eine winzige, aber fruchtbare Oase inmitten eines (unendlichen) Multiversums“, und „*unser* Big Bang“ wäre „nicht der einzige seiner Art gewesen, sondern nur ein kleiner Teil eines sich ewig erneuernden Kosmos ... Die besonderen Eigenschaften unseres Universums und der in ihm enthaltenen Dinge – einschließlich unser selbst – scheinen das Ergebnis eines außergewöhnlichen Zufalls zu sein. Die Größe und Form unserer Heimatgalaxie sind eine Folge von Quantenfluktuationen zu einem Zeitpunkt, als unser Universum die Größe eines Golfballs hatte. ... Jeder von uns ist das Ergebnis einer Kombination von Zeit und Zufall, der beiden wichtigsten Zutaten in der Evolution unserer Vorfahren“.

Statt an einen „außergewöhnlichen Zufall“ kann man als Christ auch an eine direkte Fügung Gottes, wie auch Rees

einräumt, denken oder besser an das Zitat Kardinal Scheffczyks am Anfang dieses Abschnitts. Martin Rees gibt als Erklärung für die ganz besonderen kosmischen Bedingungen unserer Existenz die drei Möglichkeiten: „Zufall“, „göttliche Fügung“ oder (seine „persönliche Ansicht“) „unser Universum (als) ein besonderer Bereich in einem weitaus größeren Multiversum“, an. Im letzteren Fall wäre unser Universum kein zufällig biophiles Universum, sondern nur eine biophile Variante in dem unendlich vielfältigen Multiversum. Unser Universum als Teil vieler Universen, als Teil des Multiversums, „gehörte zu einer besonderen Klasse von Universen, in denen die Bedingungen für die Entstehung von Komplexität und Bewusstsein förderlich sind“.

Wenn Rees von „unendlichem Multiversum“ (S. 169) und von „*unserem* Big Bang“, spricht, „der nicht der einzige seiner Art gewesen“ sei, „sondern nur ein kleiner Teil eines sich ewig erneuernden Kosmos“ (S. 168), dann ist das nicht mehr physikalische, sondern metaphysische Spekulation; „unendlich“ und „ewig“ sind keine physikalischen, sondern metaphysische Begriffe. Wiederholbare experimentelle Nachprüfbarkeit und Beobachtbarkeit sind die Grundlage der Naturwissenschaften. „Unendlich“ und „ewig“ sind nicht beobachtbar. Mit solchen Vorstellungen kann man die Kontingenz der Welt nicht verdrängen.

„Alles Einmalige und Einzigartige“ entzieht sich der Nachprüfbarkeit; „und genau dies“, sagt der bekannte Wissenschaftsredakteur, Ulf von Rauchhaupt, der vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik war, „einmalig und einzigartig, ist auch das Universum als Ganzes – und wäre es ein Multiversum. Eine Letztbegründung der physikalischen Welt mit den Mitteln der Physik mag als konsistentes Gedankengebäude möglich sein, doch es bliebe immer eines, das sein eigenes Fundament gleich mitliefert, und damit eine rationalistische Metaphysik – seit Kant ein für jede Wissenschaft vernichtender Vorwurf. Jede naturwissenschaftliche Letztbegründung, so rational sie in ihren Einzelschritten auch erscheint, bleibt letztlich etwas, das Sinneserfahrung ins Absolute projiziert und damit nichts anderes tut als das, was die Weltentstehungsmythen aller Völker stets getan haben. Daher wird die Wissenschaft der Gottesfrage nicht Herr werden. Kosmologen und Hochenergiephysiker werden noch viel Staunenswertes über die Welt herausfinden. Die Frage nach dem Absoluten, insofern es sich uns nicht von sich aus offenbart, dürften sie jedoch genauso wenig beantworten wie all die Philosophen vor ihnen“.

Der 1933 in München geborene, ab 1940 in den USA lebende Astrophysiker Arno Allen Penzias, der 1978 den Physik-Nobelpreis für die Entdeckung der elektromagnetischen kosmischen Hintergrundstrahlung erhielt, spricht vom Universum mit Worten, die nicht von der Multiversum-Hypothese beeinflusst sind. Er schreibt, dass „uns die Astronomie zu einem einzigartigen Ereignis führt, einem Universum, das aus dem Nichts erschaffen wurde, ein Universum mit der sehr feinen Balance, die nötig war, um die genauen Bedingungen zu schaffen, die Leben zuließen, ein Universum, dem ein (man könnte sagen ‚übernatürlicher‘) Plan zugrundeliegt. So scheinen die Beobachtungen der modernen Naturwissenschaft zu den gleichen Schlüssen zu führen wie Jahrhunderte alte Intuition. Zugleich scheint die moderne wissenschaftliche Intuition es meistens mit der Welt, wie von der Naturwissenschaft von gestern beschrieben, bequemer zu haben“ (a. d. Engl.).

Eine ähnliche Auffassung vertritt auch der emeritierte Zell- und Molekularbiologe der Universität von Connecticut

Jay Roth: „Da gibt es soviel in der physikalischen Beschaffenheit des von uns bewohnten Universums, die exakte Balance von allem, was nötig ist, um das Leben hervorzu- bringen, das Anhäufen von zufälligem Zusammentreffen zu zufälligem Zusammentreffen, von denen jedes für die Ent- wicklung eines stabilen Sterns, der Leben hervorbringen kann, entscheidend nötig ist. Diese physikalischen Eigenhei- ten des Universums führen dazu, mich für einen Gestalter oder Schöpfer auszusprechen“. Auf die Frage nach der Exis- tenz Gottes antwortet Roth: „Ich glaube an einen Schöpfer. Ich glaube nicht, dass der Schöpfer allmächtig oder allwis- send ist, obwohl es für die Gottheit möglich sein kann, so zu sein“ (a. d. Engl.).

Der 1940 geborene Physik-Nobelpreisträger Brian David Josephson, der Physikern durch die bei Supraleitern auftren- tenden „Josephson-Effekte“ bekannt ist, vermutet, „dass der Schöpfer in einer möglichst vollkommenen Art handelt, dass es aber da noch Probleme gibt, die nicht lösbar sind“. Auf die Frage auf welcher Basis er an einen solchen Schöpfer glaube, antwortet er: „Meine meditativen Erfahrungen resultieren in einer solchen Sicht“ (a. d. Engl.).

Roger J. Gautheret, Professor für Zellbiologie an der Pari- ser Universität und in den Jahren 1979 und 1980 Präsident der Akademie der Wissenschaften, antwortet auf die Frage nach dem Ursprung des *Homo sapiens*: „Der Fortschritt der Anthropologie hat gezeigt, dass der Mensch nicht grundsätz- lich von anderen lebenden Organismen verschieden ist. Er ist die letzte Stufe der Evolution. Es ist kaum wahrscheinlich, dass die Evolution durch Zufall fortgeschritten ist, sie scheint eher einen genauen Plan zu verfolgen. Die Vervollkommnung der Organismen deutet auf den Gottesbegriff hin“ (a. d. Engl.). Gautheret stellt also zur Erklärung der Vervollkom- mung der Organismen genauso wie für die Entwicklung des Kosmos vor die Alternative: kaum wahrscheinlicher Zufall oder Gott (*creatio continua*). „Der Fortschritt der Naturwis- senschaft, speziell der Physik, der Kosmologie und der Biolo- gie, führt uns mehr und mehr in Sackgassen menschlichen Verstehens, die uns nur durch Glauben zugänglich sein kön- nen. Diese Sackgassen, die den menschlichen Geist beschäf- tigen, könnten nur durch eine Intelligenz weit über dem menschlichen Verstehen aufgeklärt werden. Dies führt schließlich zum Gottesbegriff“ (a. d. Engl.).

Der französische Physiknobelpreisträger und ehem. Leiter des Kernforschungszentrums in Grenoble Louis Neel formu- liert zurückhaltender: „Wenn alles durch die materielle Umgebung begrenzt ist, kann man sich nicht vorstellen, wie das Gehirn, ein winziger Teil eines in Zeit und Raum immen- sen Universums, es verstehen könnte ... Wenn Gott außerhalb unseres materiellen Universums existiert, ist es genauso lächerlich zu hoffen, seine Absichten zu ergründen“. In einem persönlichen Nachtrag fügt er offensichtlich in Würdi- gung der Liebe, die über der Naturwissenschaft steht, hinzu: „Ich rate Naturwissenschaftlern und Philosophen, Ekklesias- tes ebenso wie Sankt Paul in seinem ersten Brief an die Korinther 13, 1–13 (Verf.: Das Hohelied der Liebe) mit gro- ßer Demut zu lesen oder wieder durchzulesen“ (a. d. Engl.).

In einem unlängst erschienen Artikel: „Warum sind wir hier? – Wohin gehen wir?“ betont der amerikanische Physik- Nobelpreisträger Charles H. Towns (*1915) vor allem die Grenzen der Naturwissenschaft und das anthropische Prinzip. Zu letzterem erläutert er: „Die Eigenschaften unseres Univer- sums müssen insgesamt bemerkenswert exakt und äußerst fein aufeinander abgestimmt sein, damit Leben, wie wir es kennen, überhaupt möglich ist. Diese Beobachtung war die

Basis für das, was häufig das ‚Anthropische Prinzip‘ genannt wird – das heißt, dass die Gesetze des Universums genau so arrangiert sind, dass Menschen existieren können ... das Ver- blüffende ist, dass die Gesetze genau jene Parameter unseres Universums stützen, die Leben hervorbringen können. Und erneut widerstrebt solch eine Vorstellung von Einzigartigkeit den Instinkten der meisten Wissenschaftler, denn es scheint so höchst unwahrscheinlich. Das ist einer der Gründe, warum die Existenz vieler Universen postuliert wurde – jedes viel- leicht ein wenig anders“.

In seinen wissenschaftlich-technischen Fortschritterwar- tungen wirkt Towns manchmal geradezu naiv, sagt aber dann zur Entstehung des Lebens, dass wir dies „eindeutig nicht verstehen ... bei den Molekülen des Lebens kennen wir die entscheidenden Schritte nicht“, und zur Gehirnforschung, bei der heute die Reduktionisten das Sagen haben, stellt er die Fragen: „In welchem Ausmaß werden dabei die Menschen erfolgreich sein, ihren Geist und ihre Persönlichkeit auch nur annähernd vollständig zu verstehen? Kann ein komplexes System jemals über die Macht verfügen, sich selbst zu verste- hen? ... Kann der menschliche Geist irgendetwas mit annä- hernder Vollständigkeit verstehen, das so komplex ist wie er selbst?“ und betont schließlich: „Wir können sicher sein, dass es weitere bemerkenswerte Fortschritte des menschlichen Verständnisses geben wird, aber es ist auch zu erwarten, dass große Mysterien bestehen bleiben werden“.

Im Margenau-Interview antwortet Charles H. Towns auf die Frage nach dem Ursprung des Universums: „Ich verstehe nicht, wie der naturwissenschaftliche Zugang allein, getrennt von einem religiösen Zugang, den Ursprung von allen Dingen erklären kann. Es ist richtig, dass Physiker hoffen, hinter den Urknall zu sehen und möglicherweise den Ursprung unseres Universums zum Beispiel mit einer Art Fluktuation zu erklä- ren. Aber was fluktuiert und wie hat dann die Fluktuation angefangen zu existieren? Meiner Ansicht nach scheint die Ursprungsfrage immer unbeantwortet geblieben, wenn wir allein von einer wissenschaftlichen Sicht forschen. Daher glaube ich, dass hier eine gewisse religiöse oder metaphysi- sche Erklärung nötig ist, sofern wir eine haben“. Towns beschließt diese Gedanken zum Ursprung des Universums mit dem bemerkenswerten Satz: „Ich glaube an die Vorstel- lung Gottes und an seine Existenz“ (a. d. Engl.).

Im Unterschied zu Nobelpreisträger Towns betont der Pro- fessor für Astronomie und Direktor der Sternwarte an der Universität Bochum, Johannes V. Feitzinger, zwar auch das Anthropische Prinzip und sieht darin „die letzte Zuflucht des menschlichen Geistes, sich eines sinnvollen Kosmos zu versich- ern“, verbindet es aber nicht mit der Gottesvorstellung. Er zitiert dieses Prinzip, wie er sagt, „in der sogenannten wis- senschafts-theoretischen starken Formulierung des Physikers Brandon Carter: „Das Universum muss im Aufbau und der physikalischen Gesetzlichkeit so beschaffen sein, dass es not- wendigermaßen irgendwann einen Beobachter hervorbringt“. Der Astronom relativiert aber dann die anthropische Vorstel- lung durch eine biologische Vermutung, wonach „biologische Vielfalt ... sicher auch andere Wege als die irdischen“ finde, „um bis zum Stadium des Erscheinens von Bewusstheit zu gelangen“. Dann könnten „die uns heute auffallenden vielfäl- tigen und notwendigen Feinabstimmungen, die so genannten notwendigen Zufälle und Umstände für das Auftauchen von seiner selbst bewusstem Leben, unnötig werden“. Und kommt dann doch wieder auf diese anthropische Vorstellung mit einem gewichtigen astrophysikalischen Argument zurück: „Unser Universum unterliegt einer zeitlich unbe-

grenzten beschleunigten Ausdehnung. Der Antrieb hierfür steckt in der Energiedichte des Vakuums. Diese Dunkelenergie beträgt 73% und ergänzt sich mit 23% kalter Dunkelmaterie, 4% baryonischer Materie (aus der unsere Lebensform besteht) und 0,5% Neutrinos zum kosmischen Gesamtinventar. Wir sehen heute in dieser Verteilung einen fundamentalen Beobachtungssachverhalt und versuchen, ihn auf erste Prinzipien zurückzuführen und anthropisch zu verstehen“. Allerdings betont er am Schluss seines Artikels, dass „der kosmisch bewusste Lebensfortbestand ... durch die zunehmenden Sterntode und die Instabilität der Materie beeinflusst werden. Auf das anthropische Prinzip ... angewandt, zeigt sich hier allerdings eine absolute Grenze. Der Kosmos verweigert sich uns. Anthropische Fragen sind möglich, aber eine Entscheidung, ob sie richtig gestellt sind, entzieht sich unseren Möglichkeiten. Dem ‚System‘ Kosmos ist es gleichgültig, ob sich Energie und Materie zur Bewusstheit organisiert“.

Literatur

- Steven Weinberg, Der Traum von der Einheit des Universums, München 1993
 Henry Margenau und Roy Abraham Varghese (Hsg.), Cosmos, Bios, Theos, Chicago ⁴1994.
 Hans-Peter Dürr, Physik und Transzendenz, Bern ²1986
 Elmar Anwander, Denkweisen und Methoden der Physik und ihr Verhältnis zu Metaphysik und Theologie, in Internationale katholische Zeitschrift *Communio* 28 (1999). S. 235–255.
 Martin Rees, Das Rätsel des Universums, Gott hatte eine Wahl, Frankfurt 2004.
 Daniel Wabbel (Hsg), Im Anfang war (k)ein Gott, naturwissenschaftliche und theologische Perspektiven, Düsseldorf 2004.
 Klaus Hoffmann, J. Robert Oppenheimer, Schöpfer der Atombombe, Berlin 1995.

*Anschrift des Autors: Prof. Dipl. Ing. Dr. Elmar Anwander
 Sonnenstr. 26, A-6900 Bregenz*

(Fortsetzung im nächsten Heft)

JOSEF TEUSCH

Maria Schmitz – Lebensbild aus dem alten Köln

Eine Predigt, gehalten am 7. September 1969 im Hohen Dom zu Köln

Heute möchte ich eine von der üblichen Art etwas abweichende Predigt halten. Ich erzähle eine Geschichte. Die Hauptperson und ihre persönlichen Lebensumstände sind eine freie Erfindung von mir. Der zeitgeschichtliche Rahmen aber, in dem sich dieses Leben vollzieht, ist geschichtlicher Vorgang.

Wir gehen 200 Jahre zurück. 1769. Hier in Köln, Ecke Bahnhofstraße und Marzellenstraße, da wo jetzt noch der Bauzaun steht, wohnt ein 19-jähriges Mädchen. Es heißt Maria Schmitz. Schmitz, wie sollte man auch in Köln anders heißen? Maria, sie wohnt ja gleich neben der Maria-Himmelfahrt-Kirche.

Maria Schmitz ist also 1750 geboren. Sie wächst heran in einer geordneten kleinbürgerlichen Familie. Eine Schule in unserem Sinne hat sie nicht besucht. Wohl die schlichte Pfarrschule. Sie kann lesen, schreiben, die Grundelemente des Rechnens. Vor allem kennt sie ihren Katechismus. Rundfunk gibt es noch nicht. Sie liest auch noch nicht die Tageszeitung. Es gibt wohl eine Menge sogenannter Intelligenzblätter, die aber im großen und ganzen nur in die Hände der sozial gehobeneren Schicht kommen.

Aber in der Nähe liegt das riesige Jesuitenkloster, das heutige Generalvikariat. Die Maria-Himmelfahrt-Kirche ist die Jesuitenkirche. Das Gelände des heutigen Hauptbahnhofs ist der Garten des großen Klosters, der sich bis an den Rhein erstreckt, wo heute das Bundesbahndirektionsgebäude steht. Dem heutigen Generalvikariat gegenüber, wo sich jetzt das Postscheckamt befindet, liegt das Marzallengymnasium, bekannt unter dem Namen Tricoronatum, Dreikönigsgymnasium. Durch engen Konnex mit diesem Jesuitenkloster erfährt die Familie Schmitz, was so in der Welt vor sich geht.

Wenn Maria Schmitz die Marzellenstraße überschreitet und in das Gelände der heutigen Hauptpost kommt, sieht sie das große Dominikanerkloster. Noch heute heißt die Straße an der westlichen Längsseite der Post „An Dominikanern“. Wenn sie halbrechts weitergeht, steht die große Maria-Ablass-Kirche, von der heute nur noch eine kleine Seitenka-

pelle, der Concordia gegenüber, erhalten ist. Dort sieht sie das weitläufige Kloster der Sakramentarer herausragen, das später Gefängnis werden soll und unter dem Namen Klingelpütz bekannt wurde. Der Dom ist noch nicht vollendet. Es fehlen das heutige Querschiff und der Nord- und Südturm an der Westseite. Aber auch so ist er schon imponierend.

I. Was erfährt Maria Schmitz aus den Gesprächen mit den Jesuiten?

1. Im Jesuitenkloster sieht man ernste und besorgte Gesichter. Die Gespräche sind voll banger Ahnung. Nicht nur in der nichtkatholischen, nein, auch in der katholischen Welt tobt ein heftiger Kampf gegen die Jesuiten. Hervor tun sich dabei die Königshöfe in Paris, Madrid und Lissabon. Aber auch in Wien am kaiserlichen Hofe sind die Messer geschliffen. Der Papst ist von allen Seiten bedrängt. Man fordert nicht mehr und nicht weniger, als dass er den Jesuitenorden aufhebe und damit selber das Instrument beseitige, das er in den aufgeregten Zeitläufen notwendiger denn je hat.

Fast nicht weniger heftig ist der Kampf gegen das Mönchtum überhaupt. Überall treten Jesuiten, Benediktiner, Franziskaner, Zisterzienser, Serviten aus den Orden aus. Die ehemaligen Ordenspriester werden die heftigsten Feinde der gesamten klösterlichen Einrichtungen. Sie bedienen sich des damaligen Kommunikationsmittels, des sogenannten Pamphlets.

Ein leidenschaftlicher Kampf entbrennt gegen den Zölibat. Zu den Pamphleten treten die Romane. Vor allem französische, die dann ins Deutsche übersetzt werden und besonders das linke Rheinufer überfluten. Das Lieblingsthema dieser Romane sind detaillierte Beschreibungen von Unzucht zwischen männlichen und weiblichen Ordensangehörigen. In Köln wird ein Buch verlegt mit dem bezeichnenden Titel „Venus im Kloster“ (1689). Um es gleich vorweg zu nehmen: wenn Maria Schmitz eine sehr alte Frau geworden ist, wird sie noch erleben, wie diese Literatur durch einen Mann namens Otto von Corvin-Wiersbitzki im später sogenannten Pfaffenspiegel zusammengefasst ist. Eine Sammlung unkon-

trollierbarer Behauptungen, da ohne Belegstellen, dass im Klerus irgendwer irgendwo irgendwas an Unkeusem getan hat.

Doch zurück zum Jahre 1769. Ein Jahr voll banger Ahnung.

Vier Jahre später geschieht es: Der Jesuitenorden wird aufgehoben. Das große Kloster an der Marzellenstraße wird von den Insassen verlassen. Der Rat der Stadt Köln übernimmt die Gebäude und lässt sie leerstehen. Was soll er mit ihnen anfangen? Das Marzellengymnasium hat seinen Glanz verloren. Viele jüngere Patres und Brüder gehen wieder nach Hause. Die Älteren übernehmen, jetzt nicht mehr als Jesuiten, Pfarren, wo diese infolge des mangelnden Priesternachwuchses vakant sind. Die Patres erzählen der Familie Schmitz, dass in Spanien und Portugal die Regierungen Tausende von Jesuiten in Schiffe verfrachtet und nach Rom geschickt hätten mit dem hämischen Bemerkung, der Papst könne ja für sie sorgen. Die Umstände waren so schikanös, dass ein Teil der Jesuiten Rom nicht mehr lebend erreichte.

Maria Schmitz ist jetzt 23 Jahre alt. Wenn sie 53 Jahre alt sein wird, wird sie erleben, dass sozusagen alle Klöster geschlossen werden. Wir stehen in der Säkularisation. 1803.

Das bedeutet unsagbares Elend für die Insassen. Es gibt noch keine Kranken- und Altersversorgung. Das bedeutet einen billigen Raubzug für weltliche Fürsten und Städte, die sich über das freigewordene Vermögen stürzen und es verschachern. Das bedeutet das Ende des katholischen Schulwesens (nicht dessen, was wir heute Grundschule oder Hauptschule nennen, sondern des höheren katholischen Schulwesens; unter anderem mit der sogenannten Inferiorität der Katholiken als Folge. Eine Folge, von der sich der katholische Volksteil in Deutschland bis heute noch nicht ganz erholt hat). Das bedeutet das Ende der Missionierung in Asien, Afrika und Lateinamerika. Das Ende auch der bekannten Jesuitenreduktionen und das Preisgeben der Eingeborenen an die europäische Soldateska und an die Händler.

2. Die Familie Schmitz aber muss sich darüber unterrichten lassen, dass der Kampf gegen die Kirche selbst geht, und insbesondere gegen den Papst. Was sie nicht fassen kann: die Vorkämpfer in diesem Streit sind Bischöfe in Frankreich, Bischöfe in Italien, Bischöfe in Holland, Bischöfe in Deutschland.

a) Die französischen Bischöfe bekennen sich zu den sogenannten Vier gallikanischen Artikeln (das heißt Artikel der gallikanischen, das ist der französischen Kirche). Die einschneidendste Forderung: der Papst ist nicht unfehlbar, außer die Kirche würde seinen Entscheidungen die Zustimmung geben.

b) In Italien 1786 die Synode von Pistoia: die Autorität liegt in der Kirche bei der Gesamtheit. Der Papst ist fehlbar. Aber die Gesamtkirche kann ihm Dienstvollmacht erteilen. Die äußere Zucht, auch in der Kirche, liegt beim Staat. Der Inspirator der Synode wird als Leopold II. später Kaiser in Wien.

Das Ganze nennt man Episkopalismus, das heißt Bewegung der Episkopen, das sind die Bischöfe, gegen die Oberhoheit des Papstes. In Frankreich wie in Italien verbindet sich dieser Episkopalismus mit Liebedienerei vor der Staatsautorität.

c) Das Ärgste aber vollzieht sich in Holland. Der Papst hatte sich gegen die gefährlichste Häresie des 17. und 18. Jahrhunderts wenden müssen: gegen den sogenannten Jansenismus. Dieser hatte den Schein tiefer Religiosität für sich. Der Jansenismus ist ein komplexes Gebilde. Aber folgendes

schält sich als Grundhaltung heraus: Er erklärte die Masse der Menschen als verdammt. Nur die Auserwählten werden gerettet. Denn wer gerettet werden will, darf nur handeln aus der „uninteressierten Liebe“ zu Gott. Die Sünden zu bereuen, nicht nur weil Gottes Majestät verletzt ist, sondern weil man auch Strafe zu erwarten hat, ist schon sündhafter Egoismus. Rigorose Forderungen auf sittlichem Gebiete, manichäische Auffassungen auf dem Gebiete des Geschlechtlichen fordern die Stellungnahme Roms heraus. Sie kam; aber: Roma locuta causa non finita, das heißt Rom sprach, und die Sache war nicht zu Ende. In Löwen dozierte ein Kirchenrechtler mit Namen Bernhard van Espen, der später nach Holland emigrieren und dort sterben wird. Er brachte ein Buch über „das universale kirchliche Recht“ heraus, das in mehrere Sprachen übersetzt und die Bibel des Episkopalismus wurde. In Utrecht ist um das Jahr 1700 Petrus Codde Apostolischer Vikar. Er erkennt die päpstliche Entscheidung gegen den Jansenismus nicht an und wird seines Amtes enthoben. Van Espen, Autorität in Sachen des Kirchenrechtes, machte dem Domkapitel Utrecht klar, dass es ohne Rom und gegen Rom einen Erzbischof wählen könne. So geschieht es dann. Ein französischer suspendierter Bischof weihet den Gewählten, Cornelius Steenhoven. Diese Weihe ist ein Sakrileg, aber gültig. Das Schisma in Holland. Es besteht bis heute.

d) Schüler dieses van Espen und anschließend Student in den Niederlanden, in Leyden, ist ein Mann mit Namen Nikolaus von Hontheim. Er wird später den holländischen Katholizismus nach Deutschland bringen.

Maria Schmitz kennt wahrscheinlich seinen Namen nicht und weiß nicht, dass er Weihbischof in Trier wird. Aber sie hört von einem Buch, das dieser Weihbischof geschrieben hat, als Maria Schmitz noch ein 13-jähriges Kind war. Unter dem Pseudonym Febronius. Dieses Buch bekämpft den Papst: er habe kein Recht in den Bistümern außerhalb des Bistums Rom, und Lehrautorität über Rom hinaus komme ihm auch nicht zu. Er sei wohl der Erste unter den Bischöfen, der Ehre und dem Range nach, aber nicht mehr. Dieses Buch erregt ungeheures Aufsehen und kommt den Bestrebungen der Bischöfe in Frankreich, Italien, Holland und Deutschland und den weltlichen Machthabern nur zu entgegen. Mächtige deutsche Bischöfe, die damals auch noch weltliche Fürsten waren, vorab der Kölner Erzbischof Maximilian Franz und die Bischöfe von Mainz, Trier und Salzburg, trafen sich in Bad Ems. Maria Schmitz ist 36 Jahre alt. Es kommt zur Emser Punktation mit 23 Punkten. Die Bischöfe fordern mehr Freiheiten Rom gegenüber. Es geht um ihre Eigenherrlichkeit.

e) Ein ganz neuer Feind erstet dem Papsttum. Maria Schmitz ist 39 Jahre alt. Sie hat längst geheiratet. Ihre Kinder wachsen heran. Da vollzieht sich ein Ereignis, das für Europa, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und für Lateinamerika von einschneidender Bedeutung sein soll: die Französische Revolution 1789. Gottes Mühlen mahlen. Die Königshöfe in Frankreich, Spanien und Portugal sinken dahin. Die gallikanischen, die italienischen, die holländischen und die westdeutschen Bischöfe werden jetzt andere Sorgen haben als den Kampf gegen den Papst und seine Kurie.

Die Französische Revolution besetzt das ganze linke Rheinufer. Maria Schmitz ist 44 Jahre alt: die Franzosen in Köln, der stolze Kurfürst Erzbischof Maximilian Franz flieht und kehrt nie wieder zurück. Köln, Belgien und das südliche Holland werden ein Teil Frankreichs. Das Erzbistum Köln

wird aufgelöst, und der linksrheinische Teil gehört zum neuerrichteten Bistum Aachen.

Die Revolutionstruppen ziehen in Rom ein. Der 80-jährige Papst Pius VI. wird gefangengenommen, die Kurienkardinäle werden verschleppt, der Papst stirbt in der Verbannung. 1804 Kaiser Napoleon. 1809: auch Papst Pius VII. wird gefangengenommen. Fünf Jahre lang ist die Kirche praktisch ohne Papst, ohne römische Kurie, ohne Bischofskonferenzen, ohne Synoden. Was soll aus ihr werden?

3. Denn der Kampf geht nicht nur gegen Jesuiten, Mönche und Zölibat, und nicht nur gegen Kirche und Papst, er geht gegen den Glauben überhaupt, nicht nur gegen den katholischen. Was wir heute Entmythologisieren nennen, hieß damals Aufklärung. Das Wort eines Philosophen zündet: *sapere aude*, das heißt: wage zu denken. Gegen den Glauben wird die Vernunft aufgerufen. Das Morgenrot der Aufklärung muss „die alten Nachtvögel der dogmatischen Finsternis“ überwinden, verscheuchen, so dass sie nicht mehr da sind, wie die Finsternis nicht mehr da ist, wo das Licht die Landschaft aufgeklärt hat. Freunde und Feinde der Französischen Revolution finden sich gemeinsam in diesem Kult der Vernunft. Weg mit den Dogmen, weg mit der Inspiration der Schrift, weg mit dem Lehramt: Freiheit, Natur, Vernunft sind die großen Schlagworte.

Es geht um den Menschen. Man liebt die Personifizierung und weiß sich darin der Antike verwandt. Frauen sollen die Göttin der Vernunft darstellen. Maria Schmitz – sie geht jetzt auf die fünfzig Jahre an – kommt mit in die Maria-Himmelfahrt-Kirche, gefüllt von französischer Soldateska und neugierigen Kölner Bürgern: auf den Altar setzt man eine Frau und verehrt sie mit Kerzenlicht, Orgelklang, Gesang und Weihrauch als Göttin der Vernunft. Der Mensch ist frei.

Weg mit den Kirchengebäuden! Maria Schmitz muss mit ansehen, wie in Köln (im heutigen Köln linksrheinisch innerhalb der Ringe) 75 Kirchen und Kapellen dem Erdboden gleichgemacht werden. Die Straßennamen erinnern zum Teil noch daran: Margarethenkloster, Allerheiligenstraße, Laurentiusplatz (dort stand früher neben der Laurentiuskirche das Laurentiusgymnasium) und so fort. Allgemeine Barbarei erfasst die Menschen. Niedergang der Sitte. Zerstörung der Autorität. Einschrumpfen des Geschmacks an dem, was schön ist. Das Kölner Domkapitel lässt ein wertvolles gotisches Sakramentshäuschen heimlich in den Rhein stürzen – es ward bis heute nicht mehr gesehen. In Seligental pflastert man die Straße mit Schweinslederbänden aus der Bibliothek des aufgehobenen Franziskanerklosters. Herrliche Kirchen werden zerstört wie etwa Heisterbach. Die Kölner Kanoniker Wallraf und Richartz sind entsetzt über den Barbarismus der Stunde und versuchen, an Kunstwerken zu retten, was zu retten ist, und werden so die Begründer des nach ihnen benannten Kölner Museums. Die Familie Schmitz erlebt, dass auch die Maria-Himmelfahrt-Kirche dem Meistbietenden auf Abbruch verkauft wird. (Gott Dank ist der Käufer ein gläubiger katholischer Mann aus der Johannisstraße, der die Kirche nur kauft, um sie für bessere Zeiten zu retten. Sonst würde heute wahrscheinlich die Bahnhofstraße Maria-Himmelfahrt-Straße heißen, zur Erinnerung an den damaligen herrlichen Bau.) – Der Kölner Dom wird zum Mehrzweckraum. Die Franzosen benutzen ihn als Pferdestall. Man kann heute noch, wenn man durch das Westportal kommt, unten links die Ringe sehen, an denen die Pferde festgemacht wurden.

4. Daneben gibt es Bestrebungen, die neue Religion aufzuziehen: die Mitmenschlichkeit. Ich nenne die Namen Freimaurer und Illuminaten, das heißt Erleuchtete; Geheimbünde

mit merkwürdigen Abstufungen und Riten. Es geht darum, eine Welt ohne Offenbarungsglauben aufzubauen, in der man endlich menschenwürdig leben kann. Zu den Illuminaten gehören Goethe, Herder, der bekannte Knigge, ein Graf Thurn- und Taxis, aber auch Männer aus dem katholisch-kirchlichen Raum.

5. Das Wort Ökumenismus ist noch nicht in Gebrauch. Aber jetzt kann doch endlich die Wiedervereinigung der Christen kommen! Der oben erwähnte Weihbischof von Trier schreibt seinen Febronius ausdrücklich mit der Absicht, durch die Dämpfung des Papsttums und die Herausstellung des Episkopalismus den Protestanten die Wiedervereinigung zu ermöglichen.

Wenn es keine Dogmen und kein Lehramt mehr gibt: warum sollen dann die katholischen und evangelischen Pfarrer sich nicht gegenseitig vertreten? So geschieht es denn, dass im katholischen Gottesdienst der evangelische, im evangelischen Gottesdienst der katholische Pfarrer predigt. So hört Maria Schmitz erzählen. In Köln selbst allerdings wird sie es nicht erleben.

Der Bischof von Würzburg geht noch weiter. Er beruft als Miterzieher seiner Theologen einen protestantischen Rationalisten mit dem guten Namen Gottlob Paulus. Dieser Paulus wird noch weiter gehen und evangelische und katholische junge Männer in einem gemeinsamen Predigerseminar für ihre spätere Aufgabe heranbilden.

Meine verehrten Zuhörer! Gibt es heute, 1969, irgendetwas, das uns im kirchlichen Raume beunruhigt, und das nicht damals, 1769, auch schon – Zug um Zug – dagewesen wäre? Mit einem Unterschied: Zug um Zug war das Heutige damals gegeben, aber ebenso Zug um Zug in bedeutend gefährlicherer Weise.

Ich glaube, ich würde Sie zu gering einschätzen, wenn ich jetzt im einzelnen die Gegenüberstellung von 1969 und 1769 vornähme. Sie werden sie selbst – Zug um Zug – vorgenommen haben.

II. Maria Schmitz ist 60 Jahre alt geworden

1810. Wie trostlos ist es, wenn Maria, geborene Schmitz, durch die Straßen Kölns geht: abgerissene Kirchen, Kirchen im Zustande des Abbruchs, Kirchen geschlossen und für den Abbruch bestimmt, gähnende Leere verlassener Klöster. Weil alle Kirchen abgerissen wurden, die nicht Pfarrkirchen waren, dachte man sogar daran, auch den Kölner Dom abzureißen. Man konnte ihn nur dadurch retten, dass man eine neue Pfarre errichtete und dieser den Dom als Pfarrkirche zuwies.

Ist das, was mit den Kirchengebäuden geschieht, nicht ein Bild dessen, was mit der gesamten Kirche geschieht?

Der Papst gefangen. Die Kurienkardinäle verschleppt. Der Erzbischof von Köln geflüchtet und inzwischen im Exil verstorben. Wohin geht das Ganze?

Maria, geborene Schmitz, hat in ihrer Familie Unglück über Unglück. Köln ist ein Teil Frankreichs. Die Kölner sind Franzosen geworden. 1798 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Maria, geborene Schmitz, erlebt, wie ihre Söhne zu den Waffen gerufen werden. Ihre Schwiegersöhne. Die ersten Enkel. Die napoleonischen Kriege fraßen, verglichen an der damaligen Bevölkerungszahl Europas, so viele Männer wie später die Hitlerkriege. Maria, geborene Schmitz, ahnt dumpf, was in zwei, drei Jahren sein wird und was sie noch nicht wissen kann: der Rückzug von Moskau 1812, die Völkerschlacht bei Leipzig 1813, Waterloo 1815. Ein großer

Teil der Männer, der in den Schlachten nicht fällt, wird auf den Rückzügen einfach verkommen.

Wie oft mag Maria Schmitz ihre Kerzen bei der Schwarzen Mutter Gottes in der Kupfergasse aufgesteckt haben; für jeden Sohn, für jeden Schwiegersohn, für jeden Enkel eine? Ist das Leid, das über Familie Schmitz hereinbricht, nicht wie ein Widerschein des Leides, das über die Kirche und die ganze Christenheit hereingebrochen ist?

III. Die letzten Jahre der Maria Schmitz

1. Gottes Mühlen mahlen. Napoleon ist gestürzt. Endgültig 1815. Es beginnt eine lange Epoche des Friedens für Europa.

Der Papst kehrt nach Rom zurück. 1814. Eine seiner ersten Maßnahmen: der Jesuitenorden lebt wieder auf. Der Papst greift kräftig in die Zügel. Er nimmt Verbindung mit den Staaten auf, die vom Druck Napoleons befreit sind, und versucht im Einvernehmen mit ihnen die kirchlichen Dinge wieder neu zu ordnen. Der Kaiser in Wien als katholischer Christ, der Zar in Russland als orthodoxer Christ, der König von Preußen als evangelischer Christ, schließen die heilige Allianz. Sie wollen dem christlichen Glauben Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit sichern.

Die Menschen entdecken neu ihren Sinn für Schönheit und Poesie. In schwärmerischer Form. Romantik. Sie entdecken die Kirche neu. Die Menschen entdecken das Papsttum neu, das Lehramt der Kirche. Sie werden geradezu begeistert für das Mittelalter. Was an alten Kirchengebäuden noch nicht zerstört ist, wird wiederaufgebaut: Altenberger Dom, Echternach und andere. Restauration. Der Kölner Dom, den man noch vor kurzem abreißen wollte, soll nicht nur erhalten bleiben, im Gegenteil: jetzt soll er fertiggestellt werden. War die Zerstörung der Kirchengebäude ein Zeichen dafür, dass die Kirche selbst zerstört zu werden schien, so ist der Aufbau des Kölner Domes im folgenden Jahrhundert ein Zeichen, dass jetzt die Kirche wieder neu ersteht.

Man schreibt das Jahr 1825. Das Erzbistum Köln ist wiederhergestellt. Der erste neue Erzbischof – der jetzt nicht mehr Fürst ist – wird in der Maria-Himmelfahrt-Kirche zum Bischof geweiht: Ferdinand August von Spiegel. Maria, geborene Schmitz, erlebt das noch. Sie ist jetzt 75 Jahre alt.

Die Kirche ordnet sich neu. Das 19. Jahrhundert wird ein Jahrhundert überreichen Priester- und Ordensnachwuchses, treu gehaltenen Zölibates, noch nie dagewesener Verehrung für den Papst. Maria, geborene Schmitz, selbst nicht mehr,

aber ihre jüngste Tochter erlebt noch Pius IX., das erste Vatikanische Konzil, die feierliche Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des Papstes und damit das endgültige Begräbnis von Jansenismus, Gallikalismus, Febronianismus, Emser Punktation. Die Kirche ist gerettet.

2. In mancher Hinsicht ist sie sogar schöner geworden. Kein Mensch möchte noch einmal wünschen, dass der Erzbischof von Köln zugleich weltlicher Herrscher wäre. Die Bischöfe sind jetzt nicht mehr Fürsten, sondern wirklich Bischöfe. Wir wollen der Aufklärung, in der ja schließlich auch christliche Gedanken mit am Werke waren, dankbar sein, dass sie, wohl endgültig, die Folter als Mittel gerichtlicher Wahrheitsfindung beseitigt hat; die Prügel als militärgerichtliche und zivilgerichtliche Strafe bei Erwachsenen; und dass sie die letzten Ausläufer der gerichtlichen Hexenverfolgung beseitigte. Im übrigen, wenn man so sagen darf, hat auch die Aufklärung ihre Taufe bekommen. Etwa durch Männer wie Bischof Sailer. Es gibt auch eine gesunde Aufklärung.

Aus der Aufklärungszeit ist eine liturgische Erneuerung geblieben: in vielen deutschen Bistümern das sogenannte deutsche Hochamt und die deutsche Vesper; in allen Bistümern, auch im Erzbistum Köln, die deutsche Singmesse, die in jenen Zeiten, da noch nicht alle ein Gebetbuch in der Hand haben konnten, diese durch Lieder den Gang der Opferhandlung mitvollziehen ließ. Die Älteren unter uns kennen noch die Lieder: Hier liegt vor Deiner Majestät; Nimm an o Herr die Gaben; Mit dem Chor der Seraphimen und andere.

VI. Zum Schluss eine Frage

Was geschah da eigentlich in den letzten Lebensjahren der Maria Schmitz und im Leben ihrer jüngsten Tochter? Wie erklärt man sich die Vorgänge? Wer war da am Werke? Wer fügte es, dass in den Menschen der Sinn für das Schöne wieder erwachte? Dass in den Menschen die Sehnsucht nach der anderen Welt wieder aufstand? Die Liebe zur Kirche? Die Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater?

Wer fügte das? War es nicht jener, der gesagt hat: Ich baue die Kirche. Meine Kirche. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Was er 1769 gesagt hat, das sagt er auch 1969.

Was seid Ihr so furchtsam, Ihr Kleingläubigen? Fürchtet Euch nicht.

DAVID BERGER

„Wissenschaftliche Vernichtung der Konzilskirche“? – Der Kanonist Hans Barion

Wird das Wort „umstritten“ in der Politik und den Massenmedien meist dazu gebraucht, eine Idee oder Person gefahrlos in ein negatives Licht zu rücken, weist es gerade in der Wissenschaft nicht selten auf interessante Themen oder Persönlichkeiten hin. Dies gilt auch im Hinblick auf den Kirchenrechtswissenschaftler Hans Barion (1899–1973), der sicher mit zu den interessantesten Personen der Kirchengeschichte des katholischen Deutschland des 20. Jahrhunderts zählen dürfte.

Während das Werk Barions unter kanonistischem Aspekt durch eine größere Zahl wissenschaftlicher Studien weitge-

hend erschlossen ist, liegt nun erstmals eine umfassende zeitgeschichtliche, von der Theologiegeschichtsschreibung her motivierte Zusammenfassung aller biographischer Studien zu dem Gelehrten vor:

THOMAS MARSCHLER: Kirchenrecht im Bannkreis Carl Schmitts. Hans Barion vor und nach 1945, nova & vetera: Bonn 2004, 544 Seiten, € 54,-, ISBN 3-936741-21-2.

Der Autor, der Bochumer Dogmatiker Thomas Marschler, dessen großartige Doktorarbeit über Auferstehung und Himmelfahrt Jesu in der scholastischen Theologie bereits international große Aufmerksamkeit und uneingeschränktes Lob

zugesprochen bekommen hat¹, löst mit seinem neuesten Buch die Forderung Georg Mays aus dem Jahr 1985, dass die „Biographie Barions ... noch zu schreiben“ bleibe, auf glänzende Weise ein. Dabei hat Marschler nicht nur die gesamte Sekundärliteratur zu Barion akribisch genau ausgearbeitet, er hat auch bislang unerschlossene und z. T. auch unbekannte Quellen ausgewertet, sodass ein umfangreiches, beeindruckendes, strengsten wissenschaftlichen Maßstäben genügendes und doch im Ganzen unterhaltsames Buch entstanden ist.

Barion und die Nationalsozialisten

Dem Leser begegnet der 1899 in Düsseldorf geborene, 1924 zum Priester geweihte und in Rom und Bonn promovierte und habilitierte junge Gelehrte: wir erfahren von den genaueren Umständen seiner Berufung zum Dozenten (ab 1933 Prof.) an die theologische Fakultät im ostpreußischen Braunsberg. Damit in engstem Zusammenhang stehend, wird von dessen Anschluss an den Nationalsozialismus berichtet, der zunächst mit einer engen Freundschaft mit dem ebenfalls aus dem Rheinland stammenden und in ähnlicher Weise dem Nationalsozialismus verfallenen Theologen Karl Eschweiler, korrelierte. Barion gehörte im Nationalsozialismus zu jenen, die die grundlegenden ideologischen Fundamente des nationalsozialistischen Parteiprogramms zwar in Kauf nahmen und für ihre eigenen Zwecke instrumentalisieren wollten, aber kaum explizit bejaht haben dürften, die vielmehr „vor allem in der Ministerialbürokratie zu finden waren, die hofften, im System Hitlers einen ‚preußischen‘ Etatismus erhalten bzw. nach dem verhassten Pluralismus der Weimarer Verfassung erst wieder etablieren zu können.“ (479)

Marschler macht klar, wie sehr sich der „Nationalkatholik“ Barion durch sein politisches Bekenntnis (zwar nicht an der Fakultät in Braunsberg, aber) in der katholischen Kirche zum Außenseiter machte. Einen seiner wichtigsten Gegner fand er dabei in dem großen Ermländer Bischof Maximilian Kaller. Nur durch den Druck des Wissenschaftsministeriums konnte er nach einer vorübergehenden Suspension durch Rom weiterdozieren.

Auch die Berufung Barions nach München erfolgte nur durch den Einsatz seiner nationalsozialistischen Freunde und gegen den heftigen Widerstand Kardinal Faulhabers sowie der dortigen Fakultät. Die durch diese Berufung entstandenen Streitigkeiten führten 1939 zur Schließung der dortigen theologischen Fakultät, während die Berufung Barions nach Bonn im selben Jahr ohne alle Schwierigkeiten verlief. Von 1940 bis 1944 amtierte der Kanonist dort sogar als Dekan der theologischen Fakultät. Solch unproblematischer Erfolg lag wohl zunächst daran, dass sich Barions Parteizugehörigkeit „in seiner Lehre nicht tendenziös ausgewirkt“ (70) hat, zum anderen aber auch an seinem „ausdrücklich guten Verhältnis“ zu Erzbischof Josef Frings. Nebenbei sei erwähnt, dass diese Sympathie von Seiten Frings bei Barion nicht auf nachhaltige Gegenliebe stieß: besonders nach dem Krieg sprach Barion immer wieder verächtlich über den in Köln hoch angesehenen Kardinal.

Pius XII. als „hochbegabter Scharlatan“?

Trotz jahrelanger Prozesse mit dem Land Nordrhein-Westfalen konnte Barion nach 1945 nicht mehr auf seinen Lehrstuhl

zurückkehren und lebte bis zu seinem Tod im Jahr 1973 als Privatgelehrter zurückgezogen in Bonn. Hier wurde der bekannte Staatsrechtler Carl Schmitt (1888–1985), dem er bereits in den zwanziger Jahren zum ersten mal begegnet war, zu einem seiner wichtigsten Gesprächspartner: Marschler hat zur Rekonstruktion dieser Lebensphase mehr als 200 Briefe Barions an Carl Schmitt, die in dessen umfangreichem Nachlass erhalten geblieben sind, ausgewertet.

Von besonderem Interesse dürften die hier erstmals in dieser Ausführlichkeit vorgestellten Äußerungen Barions zum Zweiten Vatikanischen Konzil, den Konzilspäpsten sowie der postkonziliaren Zeit sein.

Entgegen dem heute zumeist von Pius XII. entworfenen Bild eines konservativen Kirchenoberhauptes galt dieser Pontifex Barion bereits als von einer „jakobinischen Einstellung“ geprägt – was an seiner, nicht zuletzt von dem französischen Skandalautor Roger Peyrefitte öffentlichkeitswirksam kritisierten Behandlung des schwarzen Adels, des Souveränen Malteserritterordens, deutlich werde. Auch die 1955 erfolgte Einführung des Festes des hl. Josephs, „des Arbeiters“, deutet er als Wandel auf den „Spuren von Karl Marx“. Gegen den Widerstand wichtiger Kurienmitglieder (Tardini, Ottaviani) habe er einen Mann wie G. B. Montini ausdrücklich gefördert. Kurz, er sei ein „hoch begabter Scharlatan“ gewesen. Zunächst von Johannes XXIII. eine Besserung erwartend, wird Barion aber schnell enttäuscht: Besonders die Enzyklika „Mater et Magistra“ (1961) sieht er als faktischen Bruch mit der Tradition, der „erstmalig jene prinzipielle Festlegung des kirchlichen Lehramtes auf die Demokratie als bevorzugte Staatsform lanciert hat, welche die Päpste zuvor, wie Barion selbst in einem Aufsatz nachgewiesen hat, stets vermeiden wollten.“ (445)

Das Zweite Vatikanum und sein falscher Ökumenismus

Die Kritik verschärft sich weiter während des Zweiten Vatikanischen Konzils. Der Privatgelehrte geißelt den Kompromisscharakter der Texte, deren „terminologische Unebenheiten“ und „rechtshistorische Begründungsfehler“ (446). Die Ekklesiologie des Konzils laufe auf eine Trennung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche zu. Das Kirchenrecht und die Lehraussagen des I. Vatikanums würden „durch den auf dem II. Vatikanischen Konzil gewobenen ökumenischen Schleier“ (447) verdeckt. Dazu passe das Verschwimmen der klaren Distinktion zwischen Getauften und Ungetauften, welches besonders in „Nostra Aetate“ deutlich werde, wo man eine Konversion und Taufe für Juden ablehne.

Auffällig sei auch das defizitäre, protestantisierende Verständnis der Dogmengeschichte, das das Konzil an den Tag lege: „Hinter den historisierenden Änderungsvorschlägen, die in der Synode laut geworden sind ... versteckt sich seiner Meinung nach die alte protestantische These vom Bruch zwischen Alt- und Neukatholizismus, dessen angebliche Heilung durch Rückgriff auf das Ursprüngliche die Reformer propagieren, und eine Abkehr von der Lehre über die Irreversibilität früherer Konzilsentscheidungen. Sie geht einher mit der These der Nichtidentität von Substanz und Formulierung des Dogmas.“ (449)

Auch wenn Barion an einzelnen Konzilsaussagen, wie jenen über die Religionsfreiheit, Freude empfand, was angesichts seines auch heute nach wie vor bedenkenswerten Plädoyers für eine „Autonomie des Religiösen durch bewusste politische Selbstbeschränkung“ (488) gut verständlich wird.

¹ Cf. dazu auch: Ein historisch-genetischer Kommentar zum Auferstehungstraktat der *Summa theologiae* des hl. Thomas von Aquino, in: *Angelicum* 81 (2004) 659–670.

– Insgesamt hatte er für das Konzil „kaum mehr als Verachtung und Spott übrig“: „Der korrekte Kanonist kann den progressistischen Texten, Thesen und Tendenzen des Vaticanum II in allen grundsätzlichen Fragen nur zustimmen, wenn er verleugnet, was er bis zum Tode Pius' XII. als verpflichtende katholische Glaubenslehre betrachtet hat, wissenschaftlich betrachten musste und lehramtlich zu betrachten gehalten war.“ (457) Überzeugend kann Marschler in diesem Zusammenhang die bereits von G. May in Zweifel gezogene These H. J. Pottmeyers sowie Werner Böckenfördes zurückweisen, die besagt, Barion sei nur ein Kritiker der nachkonziliaren Entwicklung, nicht der davon selbstredend zu unterscheidenden Konzilstexte selbst gewesen.

Verachtung gegenüber den progressistischen Tendenzen zeigt sich auch dort, wo Barion über Kollegen spricht: etwa über „Karl Rahna, den ‚unentwegt Quäkenden Protagonisten der Progressisten‘ ... oder den Rahnerschüler Adolf Darlapp, dessen LThK-Artikel *Geschichtlichkeit ... Barion* als eine ‚offenbar als verehrungsvolle Reprise Heideggers gemeinte ungewollte Verulkung ebendesselben‘ charakterisiert.“ (450) Dabei zeigt sich aber neben solcher Polemik doch, dass er sehr wohl die Thesen der Kritisierten sehr gut verstanden hat und sie auf wissenschaftlich-sachliche Weise zu widerlegen leicht in der Lage ist: etwa dort, wo er den offensichtlichen Hegelianismus in Küngs „Menschwerdung“ analysiert oder nachweist, dass Henri de Lubacs These, „wonach die altkirchliche Benennung der Eucharistie als ‚corpus mysticum‘ und der Kirche als ‚corpus verum‘ Christi seit dem Mittelalter eine folgenreiche Vertauschung erfahren habe“ (465), vor dem Urteil einer ernsthaften, vorurteilsfreien Schau auf die Geschichte der Theologie nicht haltbar ist. Vielmehr offenbare sich hier wieder das fehlerhafte Verständnis des französischen Jesuitentheologen (und im weiteren Sinne der ganzen *nouvelle théologie*) von der Dogmenentwicklung.

Die naiven Anti-Progressisten, die sich auf Muttergotteserscheinungen abdrängen lassen

Auffällig ist in dieser Phase allerdings, dass Barion sich einer Vorgehensweise bedient, die auch heute noch in bestimmten Gruppen fröhlich Urständ feiert: er vermischt die Meinungen postkonziliarer Theologen mit der konziliaren Lehre selbst und legt die abstrusen Positionen, die in jenen Jahren in vielen Theologenkreisen Deutschlands kursierten, kurzerhand dem Konzil selbst zur Last. So etwa in einem 1970 in Ebrach gehaltenen Vortrag, in dem er behauptet, das Konzil habe die

Transsubstantiationslehre durch die Transsignifikationslehre ersetzt und das besondere ins allgemeine Priestertum hinein aufgelöst. Daher schätzt er auch schon 1967 die „vollständige Zerstörung der Kirche als nicht mehr vermeidbar“, ja in ihrer reißenden Geschwindigkeit „kaum noch monographisch erfassbar“ (455) ein.

In dieser Situation sieht er sich nun, da er kein offizielles Amt mehr in der Kirche begleite und von daher nicht reglementierbar sei, in der glücklichen Lage, aus der Distanz tabulose Kritik vortragen zu können. Er sei – wie er scherzhaft sagte – überzeugter Anhänger der „FKK (= Freie Kirchen-Kritik)“ geworden. Interessant und in ihrem ersten Teil wieder nach wie vor aktuell erscheint dabei seine Äußerung, er wolle sich nicht „wie so viele naive Anti-Progressisten auf Muttergotteserscheinungen abdrängen lassen, sondern genau dorthin zielen, wo auf den marxistischen Schießscheiben das schwarze Zentrum durch das rote ersetzt ist.“ (461)

Ganz in diesem Sinne bezeichnet er die „wissenschaftliche Vernichtung der Konzilskirche“ als sein letztes großes Apostolat. Fünf Jahre vor seinem Tod (1973), anlässlich seines 80. Geburtstags im Jahr 1968 lässt er, dem die reformierte Liturgie mit ihrer „Zerfledderung der Lehrautorität und des Glaubens“ (453) ein Grauen war, in der Kathedrale von Santiago de Compostela eine Messe im tridentinischen Ritus feiern.

Auf streng sachliche und zugleich doch geradezu unterhaltsame Weise hat Marschler besonders für jene Lebensphase die Quellen so aufbereitet und zusammengestellt, dass sich ein anschauliches, auf weite Strecken auch beeindruckendes Bild Barions ergibt: Eines zurückgezogenen, zum Misanthropismus neigenden, aber hoch gelehrten, „geniale Züge“ (G. May) tragenden, enorm belesenen, mit stilistischer Eleganz beschenkten Gelehrten. Eines Mannes, der in den zwei Welten, in denen er ursprünglich wie kein anderer zuhause war, heimatlos wurde: Staat und Kirche. Der auch deshalb in seiner Resignation und Traurigkeit häufig zu ätzendem und verletzendem Spott über seine Gegner griff.

Dies – sowie die politischen Irrwege, die Unzulänglichkeit mancher Aussage Barions zum Konzil sowie seine offenbaren Zweifel an der Glaubenswahrheit von der Indefektibilität der Kirche – sollte aber die heutige katholische Theologie nicht davon abhalten, „die ernste Herausforderung auch dieser Analysen anzunehmen und eine Vermittlung der ekklesiologischen Aussagen beider Vatikanischer Konzilien als Aufgabe zu begreifen, deren überzeugende Lösung noch aussteht.“ (490)

Einige Stimmen zu

KARL RAHNER. KRITISCHE ANNÄHERUNGEN.

Herausgegeben von David Berger (= *Quaestiones non disputatae VIII*) • Schmitt-Verlag: Siegburg 2004, 512 Seiten, 19 EUR

Zenon Cardinal Grochowski, Präfekt der Kongregation f. das Katholische Bildungswesen (Vatikan): „Sehr geehrter Herr Dr. Berger, ... Gerne wünsche ich Ihnen und den anderen Mitarbeitern am genannten Werk Gottes Segen für Ihre philosophische und theologische Tätigkeit ...“

Prof. Dr. Ludwig Schick, Erzbischof von Bamberg: "Ich danke Ihnen für dieses Buch, und bin schon beim Durchblättern auf einige interessante Beiträge von anerkannten Autoren gestoßen. Nun hoffe ich auf etwas Zeit, mich näher mit den einzelnen Autoren zu beschäftigen ...“

Prof. P. Giuseppe Perini CM, Herausgeber der renommierten Zeitschrift *Divus Thomas* : « ... ho letto anche con piacere ossia con la soddisfazione di veder realizzato un moi segreto desiderio che coltivo da molti anni. Il desiderio era, ed , il seguente: che da parte di autori tedesco che, comunque, scrivono in tedesco, nascesse una reazione contro una certa teologia, di cui Rahner un tipico rappresentante, anzi credo il maggior rappresentante, che ha contribuito non poco a dare origine o almeno ad alimentare teorie e stili teologici che - il meno che si può dire - non hanno portato il pensiero cattolico post-conciliare nella direzione di un vero progresso. Vedo quindi con piacere e con gratitudine al Signore e a voi che state lavorando nella direzione giusta, che questo sta realizzandosi.»

Prof. Herbert Vorgrimler, Krankenhausseelsorger: „ ... eine Pamphletsammlung, die den Anschaffungspreis von rund 20 Euros nicht wert ist: Über den Schmutz und Unrat, der von diesen sektiererischen Christen unter Anführung David Bergers auf Rahner aufgehäuft wird, über die Unterstellungen, grotesken Fehldeutungen, gezielten Missverständnisse braucht kein Wort verloren zu werden.“

Der Glaube in Bildern (hrsg. von Pietro Principe; deutsch von Christoph Kühn) *Vatikanstadt 2004. 160 Seiten. Euro 7,-.*

Es gibt Bücher, die hält man in der Hand und sagt: „Endlich!“. Endlich wird die großartige Kirchenkunst, die das II. Vatikanum „... Zeichen und Symbol überirdischer Wirklichkeiten ...“ (Liturgiekonstitution, Art. 122) genannt hat, für breitere Kreise in der Glaubensverkündigung eingesetzt.

Wer das Büchlein „Der Glaube in Bildern“ aufschlägt, fühlt sich hineinversetzt in die Bücher des Nürnberger Pfarrers Leonard Übler, die dieser im Münsterschwarzwacher Vier-Türme-Verlag vor ca. 20 Jahren herausgegeben hatte. Vor allem war damals sein Rosenkranzbuch und auch ein Büchlein über die hl. Messe „... in Wort und Bild ...“ in einigen Auflagen erschienen und sogar ins Portugiesische übersetzt worden. Leonard Übler hatte damals jedem Ave Maria des Rosenkranzes einen meditativen Satz mit einem Bild zugeordnet, ebenfalls tat er dies bei den Texten der hl. Messe.

Endlich ist diese Art der Glaubensverkündigung nun rezipiert worden seitens „Roms“. Die Kunst der Kirche stellt sich in den Dienst der Glaubensverkündigung. Es ist ja leider so, dass das eingetroffen ist, was Papst Johannes Paul II. in seinem Lehrschreiben zur Katechese als „... Wüstengebiete ...“ bezeichnet hatte (Art. 55), eine „... Katechese ohne gedächtnismäßige Einprägung ...“. Kaum mehr ein Kind weiß, was etwa die Kommunionkinder zu Zeiten des hl. Papstes Pius X. gewusst haben, den Inhalt des „kleinen“ Katechismus. All zu oft wurden und werden die Priester, die auf eine gedächtnismäßige Einprägung des Glaubens Wert legen, verlacht und als antiquiert hingestellt.

„Der Glaube in Bildern“ bekennt sich zu Glaubenssätzen, die der Glaubende kennen muss, dann folgt erst das Aufnehmen ins Herz. Deswegen geht der Bilder-Katechismus in vier Schritten vor. Im ersten Schritt wird deutlich, was der Glaube ist. Hier stellt er das Apostolische Glaubensbekenntnis vor; die einzelnen Glaubensartikel werden kurz mittels treffender Sätze aus dem KKK kommentiert; manchmal fließen auch Bibelzitate ein. Die Bilder, die das Buch zu den einzelnen Glaubenswahrheiten bringt, stammen fast alle aus Rom, so dass so etwas wie ein „Römisches Credo“ entsteht.

In dem zweiten Schritt wird der Leser zum Geschenk des Glaubens geführt, zu den Sieben Sakramenten der Kirche. Auch hier wieder eindrucksvolle Bilder zu jedem der sieben Sakramente Christi.

Der dritte Abschnitt wendet sich den Geboten zu. Hier wird deutlich, dass der Glaube auch etwas vom Menschen fordert. Hier kommen die Zehn Gebote zur Sprache.

Der IV. Teil dann bringt den Glauben zum Erklingen im Herzen des Menschen, und ebenso auf den Lippen des Beters. Hier folgen die christlichen Grundgebete, erfreulicherweise nicht nur in der Muttersprache, sondern auch in lateinischer Sprache, wobei eigens auf die „Universalität und Kontinuität des Gebetsschatzes der lateinischen Kirche“ (5) hingewiesen wird. S. 102–108 wird der katholische Glaube noch einmal zusammengefasst. Erfreulicherweise werden hier auch wieder die Tugenden erwähnt und mit passenden Bildern zugänglicher gemacht.

Dann folgen „Normen des christlichen Lebens“ (109 ff.). Hier kommen etwa die Seligpreisungen zur Sprache und die Kirchengebete.

Ein letzter Abschnitt ist dann den Gesängen gewidmet. Hier betreten wir ein Feld, das sich wegentwickelt hat von der Lehre des Konzils, zumindestens, was die „Praxis“ der Kirche betrifft. Zwar hat das Konzil bestimmt, dass die Gläubigen einen Grundstamm von Gebeten auch in lateinischer Sprache beten und singen lernen sollten, doch davon ist vielerorts nichts zu merken.

„Der Glaube in Bildern“, der sich auf der einen Seite ganz dem „visibile“ der Kunst widmet, übersieht auch nicht das „audibile“ der Kirchenkunst. Die Grundgebete der kirchlichen Tradition kommen wiederum in lateinischer Sprache zum Abdruck; dann folgt der Messtext mit dem II. Hochgebet. Die Choralmesse „de angelis“ schließt das Büchlein ab, wobei hier zu bemerken ist, dass das „Credo“ wohl versehentlich fehlt (155).

Das Buch wendet sich zunächst einmal an jeden Katholiken, der inmitten des theologischen „Pluralismus“ manch eines Theologen, der die „Glaubenssätze“ fürchtet wie der Teufel das Weihwasser, seinen Glauben auffrischen möchte. Eingesetzt werden kann „Der Glaube in Bildern“ aber auch in Firmgruppen (vielleicht in Verbindung mit einer Romfahrt); zu benutzen ist das Buch erst recht von Jugendlichen, die im Gymnasium Latein lernen und auch von solchen, die sich den Schatz der Gebete der Kirche nicht entgehen lassen möchten – auch wenn sie kein Latein können. Dem Büchlein ist viel Erfolg zu wünschen. Hier und da wären kleine Korrekturen bezüglich der Bildwahl nötig. Angesichts des Gesamtentwurfes schweigt der Kritiker und empfiehlt das Lesen, das Betrachten und das Beten mit diesem schönen Büchlein.

Dr. Joseph Overath

Viki Ranft: **Edith Stein begegnen.** *Sankt Ulrich-Verlag. Augsburg 2004. 148 Seiten*

In der vom Sankt Ulrich-Verlag herausgegebenen Reihe „Zeugen des Glaubens“ sind schon eine Reihe von Kurzbiographien heiliger oder berühmter Menschen erschienen.

Auch die 1998 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochene Ordensfrau Theresia Benedicta vom Kreuz (Edith Stein) wird nun gewürdigt, wobei gerade über Edith Stein in den letzten Jahren viel geschrieben worden war. Aber Viki Ranft schafft es, neue, wichtige Aspekte dieser großen Denkerin aufzudecken. Im Jahr der Heiligsprechung der in Auschwitz am 9. August 1942 ermordeten Nonne – 1998 – veröffentlichte der Heilige Vater seine Enzyklika „Fides et Ratio“, über das Verhältnis von Glaube und Vernunft. In Nr. 74 seines Schreibens erwähnt der Papst eigens Edith Stein in ihrer Eigenschaft als Philosophin. R. widmet in ihrer Stein-Biographie diesem Umstand ein eigenes Kapitel (135–142).

Sie zeigt dort die vielen Parallelen zwischen dem Papstschreiben und der Steinschen Philosophie auf. Dabei wird deutlich, dass vor allem das Werk „Endliches und ewiges Sein“ auf die Abfassung der Enzyklika Einfluss genommen hat. Dieser Zusammenhang ist aber nicht ein rein theoretischer, sondern im Papstschreiben wird in Nr. 32 die Beziehung von Wahrheitssuche und Blutzugehörigkeit hergestellt. Was der Heilige Vater dort im Allgemeinen ausführt, liest sich wie ein Kommentar zum Leben Edith Steins: „Der Märtyrer ist in der Tat der zuverlässigste Zeuge der Wahrheit über das Dasein. Er weiß, dass er in der Begegnung mit

Jesus Christus die Wahrheit über sein Leben gefunden hat; nichts und niemand wird ihm jemals diese Gewissheit zu entreißen vermögen“. Der Papst fügt hinzu, dass der Märtyrer aus der Liebe lebt, weniger aus Argumentationen. Beim ihm ist die Suche nach der Wahrheit zum einem Abschluss gekommen.

Das Buch schildert gut den Weg aus dem Atheismus in den lebendigen Glauben. Dass bei dem Weg in die Kirche hinein auch der Gregorianische Choral nicht unwichtig gewesen ist, sagt die Konvertitin so: „Eine besondere Liebe hatte ich für Bach. Diese Welt der Reinheit und der strengen Gesetzmäßigkeit zog mich im Innersten an. Als ich später den gregorianischen Choral kennenlernte, fühlte ich mich erst recht heimisch; und von hier aus verstand ich dann, was mich an Bach so bewegt hatte“ (zit. nach Ranft 29).

Später gar vermochte sie, Wissenschaft „... als Gottesdienst ...“ zu betreiben – das hatte sie vom hl. Thomas von Aquin gelernt (101).

Der Leser findet es schade, dass der 2003 im Vatikanischen Archiv gefundene Brief der Philosophin an den damaligen Papst Pius IX. nicht abgedruckt worden ist. 1933 hatte Edith Stein den Papst gebeten, seine Stimme gegen den Nationalsozialismus zu erheben.

Zu bemängeln ist an diesem wie auch an anderen Biographien über Heilige in der Reihe „Zeugen des Glaubens“, dass im Titel nicht der Begriff „heilig“ vorkommt, wobei dies bezüglich des Verlags der Fall ist. Das gut lesbare Lebensbild der heiligen Karmeliterin ist zu empfehlen. Es lässt gelungen sowohl das Leben als auch das philosophische Schaffen der Heiligen vor dem Auge des Lesers entstehen.

Joseph Overath

Michael Sticklebroeck: **Nach dem Tod. Himmel, Hölle, Fegefeuer.** Sankt Ulrich-Verlag. Augsburg 2004. 125 Seiten

Vielleicht zeigt sich an keinem theologischen Zweig der Dogmatik so deutlich die tiefe Krise der Kirche und der Seelsorge wie an den Letzten Dingen. Die Frage, was nach dem Tod kommt, ob es ein Gericht gibt über Lebende und Tote, wie es das Glaubensbekenntnis sagt, wird nicht selten in der Seelsorge ausgeblendet. In der Tat ist es so, wie St. sagt (83), dass man damit rechnen muss, den Vorwurf der „Drohbotschaft“ gemacht zu bekommen, wenn man es wagen sollte, die kirchliche Lehre bezüglich der Letzten Dinge ohne Wenn und Aber zu verkündigen.

Der Wert des Buches liegt zweifelsohne darin, die in den letzten Jahrzehnten vertretenen falschen Thesen zur Eschatologie einer kritischen Würdigung zu unterziehen – und dies in einer Sprache, die verständlich ist. Deutliche Worte finden sich etwa über die Lehre der Allversöhnung. Ein Seelsorger, der dieses Konzept seinen pastoralen Bemühungen zu Grunde legt – unreflektiert oder, was schlimmer wäre, reflektiert, der könnte sich kaum mehr durch Gebet und Opfer für einen Menschen einsetzen, der sich durch die Todsünde auf einem Weg befindet, der ins Verderben führt (105).

Man erkennt an dieser Stelle die innere Verbundenheit der Letzten Dinge. Die Lehre von der Allversöhnung kolli-

diert mit der kirchlichen Lehre von der Hölle, die St. in einer sehr guten Form wieder zum Leuchten bringt (98ff.) und auch auf die Frage eingeht, ob wir denn die Hoffnung haben dürfen, die Hölle sei am Ende doch leer (104ff.). In dieser Zeitschrift hat es zwischen 1986 und 1987 eine heftige Auseinandersetzung um diese Frage gegeben.

St. kritisiert ebenfalls die Hypothese der „Auferstehung im Tod“. Er zeigt, dass diese fast flächendeckende Falschlehre, wenigstens insoweit, was der „normale“ Begräbnisbesucher an Eindrücken mit nach Hause nimmt, mit dem Leib-Seele-Geheimnis nicht in Einklang zu bringen ist. Ausdrücklich erinnert er an das Schreiben der Glaubenskongregation von 1979, das die Lehre von der Zwischenzeit und auch dem Fegefeuer in Erinnerung gerufen hat (82).

Hier hätte St. kritisch eingehen können auf das Dilemma der „seelenlosen“ Begräbnisse aufgrund des deutschsprachigen Rituals. Während der „Ordo exequiarum“ von 1969 die Seele (anima) in vielen Gebeten kennt, ist dieses Wort im Deutschen gestrichen worden – und so entsteht der Eindruck, die Hypothese der „Auferstehung im Tod“ sei liturgiefähig geworden.

Auch das lateinische Missale von 1970 enttäuscht bezüglich der Seele; indessen kehrt die Editio typica tertia von 2002 bezüglich der „anima“ wieder zum kernig katholischen Sprachgebrauch zurück. Es bleibt zu hoffen, dass die deutsche Übersetzung, die in einigen Jahren erscheinen wird, den Begriff der Seele deutlich zu Gehör bringen wird.

St. zeigt nämlich auf, dass die Postmoderne geprägt ist vom „Verschwinden des Ich“ (22ff.). Es steht nicht nur der Begriff der Seele zur Debatte, sondern dahinter geht es um die grundlegenden Fragen der Personalität des Menschen. „Wenn aber Personalität des Menschen und der Individualitätsgedanke fallengelassen werden, wenn das Subjekt für tot erklärt wird, wenn es „keine Tänzer, sondern nur noch den Tanz“ (Fritjof Capra) gibt, dann muss dies den christlichen Glauben angesichts seines Gottes-, Schöpfungs- und Personverständnisses im Innersten treffen“ (23). Auch der Hinduismus, für dessen Lehren katholische Pfarrheime offenstehen, wird von St. konsequent nach katholischen Prinzipien bewertet (46ff.), ebenso auch der Buddhismus (48ff.).

Als Seelsorger vermisst man vielleicht doch, auch wenn es nicht direkt zu der Lehre von den Letzten Dingen gehört, eine Einbettung dieser Glaubenswahrheiten in die drei Sakramente der Kirche angesichts des „transitus“ eines Getauften. Schade ist, dass der Ablass nur einmal zur Sprache kommt (112). Eine „praktisch-pastorale“ Eschatologie ist ein dringendes Desiderat, damit in der Seelsorge, die von St. so gut beantworteten Fragen wieder mehr greifen können.

Zu empfehlen ist das Buch allen Priestern, die ihren „freien Tag“ nützen wollen zum tieferen Verständnis der Letzten Dinge. Das könnte sicherlich schöne Früchte bezüglich der Begräbnispredigten zeigen. Aber auch die Laien als Zuhörer dieser Begräbnispredigten können aus den Ausführungen lernen und Argumente finden, um über die Hoffnung, die in ihnen lebt, Rechenschaft zu geben.

Joseph Overath

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, Vater unser und Gegrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen Religionen

Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung Hier und Heute

Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

Kirchensplitter

Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden“

Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente im allgemeinen

Nr. 16, 116 S., € 8,-

NEUERSCHEINUNG

Manfred Hauke

Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

DISTINGUO

Walter Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist (Ansprachen)

Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonats zugelassen werden?

Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

Erst Deformation, dann Reformation?

Nr. 7, 208 S., € 10,-

QUAESTIONES

NON

DISPUTATAE

G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, 2 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr.

G. Fittkau

344 S., € 14,-

Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba

„Unverschämt katholisch“ 3. Auflage

Band VI, 592 S.,

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.)

Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

W. Schamoni

Theologischer Rückblick

1980, 184 S., 9,- €

W. Schamoni

Die seligen deutschen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts

1984, 88 S., 6,- €

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

Musica spiritus sancti numine sacra

Consociatio internationalis musicae sacrae

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. 19,- €

Alfred Müller-Armack

Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., 12,- €

Herausgeber: David Berger – In Zusammenarbeit mit der FG „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: VerlagSchmitt@aol.com